

Aus dem Inhalt:

124. Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Pforzheim

Hauptvortrag

Grußworte

Ordinationsjubiläen

Tätigkeitsbericht des Vorstandes

Aus der Pfarrvertretung

Buchbesprechungen



Liebe Leserin, lieber Leser!

Pfarrer/innentage sind etwas für Insider und haben einen eigenen familiären Charme. Sie können aber auch zur Zeitansage werden. Nicht gesteuert, eher mosaikhaft und im Nachhinein. So dokumentieren wir in dieser letzten Ausgabe des Pfarrvereinsblattes in diesem Jahr wie gewohnt die wesentlichen Beiträge des Pfarrer*innentages, dazu den aktuellen Bericht der Pfarrvertretung und anregende Rezensionen. Im Lesen können Sie vielleicht in und zwischen den einzelnen Zeilen das starke Bemühen der Festredner spüren, den am Pfarrberuf nagenden Wandel der Zeit Zukunft für Pfarrer und Pfarrerinnen abzurufen, sich den Herausforderungen ehrlich zu stellen, Risiken, Nebenwirkungen und Chancen zu benennen, Worte der Wertschätzung zu finden und Mut zu machen.

Zufällig oder nicht zufällig war dieses Jahr Pforzheim dafür die Szenerie. Bekanntermaßen Goldstadt und stark durch den Bombenhagel des Zweiten Weltkrieges immer noch entstellte Stadt. Gold und Trümmer, beides ist in Pforzheim präsent. Ein Schatz in irdenen Gefäßen, das kann man irgendwie paradox in dieser Stadt erfahren. Times are changing, Gefäße wandeln sich, postmoderne Zeitkritik ist genauso en vogue wie das Zugehen auf neue Formen des Pfarramts, dabei bewegt man sich zwischen „Pfeifen im Wald“, „Es wird-schon-gehen“ und langsam mutiger „Wir-schaffen-das-Stimmung“. Es gibt aber immer beides zeitgleich: Gold- und Trümmerstadt; Schatz

und irdene Gefäße, und man weiß nie, was gerade das ist, was man in den Händen, vor Augen hat, tun soll. So ist es mit einem Gott, der so radikal Mensch wurde. Auf dieses Christusfest gehen wir zu, arbeitsreich, verheißungsvoll, transformationsgewiss.

Wir wünschen Ihnen mit dieser Ausgabe, dass Sie mitten im Pfarralltag und seinen Trümmeranteilen Gold finden, einen Schatz für sich und alle, die Ihnen anbefohlen sind.

Für das Tandem in der Schriftleitung

Ihr



Hinweis auf die übernächste Ausgabe

*Die übernächste Ausgabe 2/2017
widmet sich dem Thema*

*„Ich gehö’r dazu – Inklusion in Schule und im
Konfirmandenunterricht“.*

*Bitte senden Sie Ihre Beiträge am besten als
Word-Datei bis spätestens zum*

9. Januar 2017

an die Schriftleitung.

Die kommende Ausgabe 1/2017

Luther reloaded –

Rund um das Reformationsjubiläumsjahr 2017.

befindet sich bereits in Vorbereitung.

Dokumentation des 124. Tages der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Pforzheim

Am 23. und 24. Oktober fand der 124. Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Pforzheim statt. Wir drucken hier im Folgenden den Hauptvortrag, die den Montag einführende Andacht, die Grußworte und die Reden zu den Ordinationsjubiläen ab. Wie ein kleiner roter Faden zog sich durch die zwei Tage das Bemühen um eine Zeitansage angesichts der aktuellen Herausforderungen und Veränderungen, vor allem – naturgemäß auf einem Pfarrertag – im Blick auf dem Pfarrberuf. Der Landesbischof formuliert entscheidende Fragen, wie es in Zukunft gelingen könne, wieder mehr Pfarrerin und Pfarrer zu sein. Mut machen, dass die Landeskirche die drängenden Herausforderungen schaffen kann, möchte das Grußwort des Vorsitzenden der Landesynode, Axel Wermke. Auf einem guten Weg, die Probleme des Pfarrberufs gemeinsam anzugehen, sieht Volker Matthaei, Vorsitzender der Pfarrvertretung, die Verantwortlichen der Landeskirche. Auch in den Reden zu den Ordinationsjubiläen drückt sich das Nachdenken über den Wandel der Zeiten aus. Grundsätzlich lotet der Prälat von Nordbaden, Dr. Traugott Schächtele, die Risiken und vor allem die Chancen des Pfarrberufs in Zukunft aus.

Ulrike Beichert für die, die vor 25 Jahren ordiniert wurden, und Eberhard Günther für die 50er Jubilare beleuchten die Zeit vor 25 bzw. 50 Jahren und was das Kennzeichnende war, je aus ihrer Perspektive. Der abschließend abgedruckte Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden des Pfarrvereins, Matthias Schärr, schreitet größere und kleinere Horizonte der Veränderung ab, insbesondere auch die Entwicklungen im Pfarrberuf und in der Krankenhilfe. Eingeleitet wird unsere Dokumentation des Pfarrertages durch den Vortrag von Dr. Werner Kahl, Professor an der Missionsakademie in Hamburg. In seinem Beitrag wird der grundlegende Transformationsprozess aufgrund von Migrationsbewegungen deutlich. Er plädiert für ein behutsames Zusammenwachsen des Verschiedenen in wechselseitiger Integration.

| Vorschau Themen 2017 | | |
|----------------------|---|------------------|
| Ausgabe | Thema | Abgabe der Texte |
| 1/2017 | Luther reloaded – Rund um das Reformationsjubiläumjahr 2017 | 9.12.2016 |
| 2/2017 | Ich gehö' dazu – Inklusion in Schule und im Konfirmandenunterricht | 9.1.2017 |
| 3-4/2017 | Die Kirche und das Geld | 6.2.2017 |
| 5/2017 | Amt und W(B)ürde – Von der Suche nach dem Nachwuchs im Pfarrberuf | 7.4.2017 |
| 6/2017 | Im Mittelpunkt: das Kind – über die Gegenwart und Zukunft kirchlicher Kindertagesstätten | 4.5.2017 |
| 7-8/2017 | Welche darf's denn sein? – Die Bibel und ihre Übersetzungen | 7.7.2017 |
| 9/2017 | Vom Reden und Lieben – Evangelische Erwachsenenbildung | 7.8.2017 |
| 10/2017 | Alles günstig, oder? – Diakonische Unternehmensformen | 8.9.2017 |
| 11-12/2017 | 125.Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Karlsruhe | 10.11.2017 |

Christliches Zeugnis in einer multireligiösen und multikulturellen Welt



In den vergangenen zwei Jahrzehnten haben sich globale Transformationsprozesse vollzogen, die das Lokale überall betreffen. Sie affektieren also auch Gesellschaft und Kirche in Deutschland. Im Folgenden hebe ich ab auf weltweite Migrationsbewegungen, und zwar unter der Fragestellung, was dieses Phänomen für die Gestaltung von Kirche bedeuten könnte. Dabei recurriere ich einerseits auf meine langjährigen Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit sog. Migrationsgemeinden afrikanischer Herkunft und andererseits auf in den letzten Jahren stark intensivierten Begegnungen mit Muslimen im Versuch einer Neubestimmung des Verhältnisses von Christentum und Islam.¹

Folgende Fragen stellen sich: Inwiefern wäre angesichts der Vervielfältigung und Fragmentierung des Religiösen und Kulturellen kirchlicherseits angemessen zu agieren. Und was wäre das Kriterium für Angemessenheit in diesem Zusammen-

hang? Wie kommen wir zu einer produktiven In-Beziehung-Setzung zu den Menschen, die aus der Ferne zu uns gekommen sind mit ihren Traditionen, ihrem Glauben und ihrem Weltwissen? Lassen wir uns darauf ein, in der Begegnung mit ihnen zumindest teilweise verändert zu werden – so wie sich auch jene im Prozess des sich Einwebens in hiesige Lebensverhältnisse hinsichtlich dessen, was als selbstverständlich erscheint, verändern werden?

Zunächst werde ich den in Bezug auf unser Thema relevanten Übergang von Missions- bzw. Ökumenewissenschaft in Interkulturelle Theologie in den Blick nehmen. Dieser indiziert bereits eine Reaktion akademischer Theologie auf Transformationsprozesse, die mit der De-Kolonisierung eingesetzt haben und die sich durch die neue „Weltordnung“ seit etwa 1990 beschleunigen.

Für die Reflexion der Gestaltung von Kirche angesichts von Mi-

gration und Flucht erachte ich, wie ich entfalten werde, die Ausarbeitung einer *transkulturellen Hermeneutik*s weiterführend.

Weiterführend ist die Ausarbeitung einer transkulturellen Hermeneutik.

Dazu nehme ich Impulse aus den neutestamentlichen Zeugnissen auf. Nach diesen eher theoretischen Ausführungen werde ich konkrete gemeindliche Projekte aufrufen, um *exemplarisch*, nicht normativ,

Möglichkeiten eines kirchlichen Zusammen-Wachsens von alteingesessenen und neu hinzugekommenen Christen zu benennen. Abschließen werde ich mit Reflexionen zur m.E. anstehenden neuen – und das heißt grundsätzlich positiven – Verhältnisbestimmung von Kirche und Moschee bzw. zwischen Menschen christlichen und muslimischen Glaubens. Meine Hauptthese lautet: Das christliche Zeugnis besteht in der gegenwärtigen Situation vor allem in der Förderung des Zusammen-Wachsens der Verschiedenen bzw. des Verwebens des „Eigenen“ mit dem „Fremden“.

Die in Deutschland anzutreffende Ökumene ist in den vergangenen Jahrzehnten viel weiter geworden als die evangelisch-katholische. Mit und unter uns leben heute Christen aller Konfessionen, Ethnien und Kulturen. Die Förderung eines ökumenischen Zusammen-Wachsens ist aber nicht binnenchristlich auf unsere *Glaubensgeschwister* einzuschränken. Sie weist vielmehr in Richtung einer Religionsgrenzen überschreitenden Verwebung vor allem mit unseren jüdischen und muslimischen *Glaubensverwandten*.

Von interkultureller Theologie zur transkultureller Hermeneutik

Die Globalisierung der Ökonomie geht einher mit globalen Migrationsbewegungen. Menschen zieht es hin zu den Macht-

Christliches Zeugnis meint: Förderung des Zusammen-Wachsens der Verschiedenen bzw. des Verwebens des „Eigenen“ mit dem „Fremden“.

Durch die Migrationsbewegungen ist das Religiöse neu in das öffentliche Leben Europas eingetragen worden.

zentren, die sozialen Aufstieg, Reichtum und Sicherheit zu verheißen scheinen: von Lateinamerika hin zu den USA, von den westpazifischen Inseln hin zu Neuseeland, von Südostasien hin nach Australien und von West- und Nordafrika sowie vom Nahen und mittleren Osten nach Europa. Die sich nach Europa hin orientierenden Menschen aus Nahen und mittleren Osten oder aus Westafrika sind in der Mehrzahl tief religiös geprägt, egal ob Christen oder Muslime. Sie treffen im westlichen Europa auf Menschen, für die das Religiöse weithin einen anderen – etwa privaten – Stellenwert im Leben einnimmt, wenn es denn überhaupt von Belang ist. Das Weltwissen in Europa ist – besonders deutlich im Unterschied etwa zu Westafrika – tendenziell ein säkulares. Durch die rezenten Migrationsbewegungen ist das Religiöse neu in das öffentliche Leben Europas eingetragen worden.

Im Straßenbild europäischer Städte wird die Vielzahl menschlicher Erscheinungsformen, Kulturen und Religionen anschaulich. Wir sehen Frauen aus Ghana oder Nigeria, die im Bus oder in der S-Bahn die Bibel lesen. Afrikanische Pfingstler predigen in Fußgängerzonen oder taufen neu Bekehrte in Seen oder Flüssen. Frauen mit Kopftuch oder Schleier markieren ihr muslimisches Selbstverständnis. Muslimische Männer versammeln sich zum gemeinsamen Gebet in Parks, usw.

In der Theologie hatte sich vormals die Missionswissenschaft der Vielfalt christlicher Versionen in der Ferne gewidmet. Jene Kirchen im globalen Süden erschienen als Produkte der westlichen Missionsgeschichte. Ökumenewissenschaftlich wurde die Frage der Verhältnisbestimmung der konfessionell und kulturell unterschiedlich geprägten Kirchen weltweit beachtet. Mit der benannten Migrationsbewegung aber sind die Fernen nahe herbeigekommen und mit

ihnen ihre Versionen des Christlichen bzw. Religiösen. So zäh-

len wir z.B. in Deutschland gegenwärtig allein über eintausend afrikanische Migrationskirchen. In den achtziger Jahren waren es vielleicht ein Dutzend. Das Globale ist lokal geworden. Gleichzeitig hat sich aufgrund des poststrukturalistischen und postkolonialen Diskurses die Erkenntnis Bahn gebrochen, dass jede einzelne Kultur um ihrer selbst willen zu würdigen ist. Eine Hierarchisierung von Kulturen etwa im Sinn der Hegelschen Philosophie der Geschichte ist dagegen primitiv und nicht mehr als ein Ausdruck des Willens zur Macht über andere.

Auf dem Hintergrund der benannten globalen bzw. *glokalen* Prozesse und kulturwissenschaftlichen Einsichten hat sich in der Missions- und Ökumenewissenschaft ein Paradigmenwechsel vollzogen: Was bisher unter Missions- und Ökumenewis-

senschaft verhandelt worden ist, wird jetzt unter dem Paradigma einer *Interkulturellen Theologie* neu durchbuchstabiert. Damit wird der Einsicht in die Kontextualität nicht nur jeglicher Gestaltung von Kirche, sondern auch jeglichen Theologisierens – inklusive der sich besonders in Deutschland gerne wertneutral gebenden Exegese! – Rechnung getragen, einhergehend mit der grundsätzlichen Verabschiedung von universalen Ansprü-

chen theologischer Denkfiguren. So sind in den Jahren 2011 bis 2015 drei

sehr verschiedene, aber je wichtige deutschsprachige Einführungen bzw. Lehrbücher zur Interkulturellen Theologie erschienen, nämlich die von Klaus Hock (Universität Rostock), Volker Küster (Universität Mainz) und Henning Wrogemann (Kirchliche Hochschule Wuppertal).² Diese Entwürfe dokumentieren zum einen eine Ernstnahme des Phänomens der Verschie-

bung des Schwergewichts des Christentums in den globalen Süden hinein. Zum anderen verarbeiten sie Impulse des postkolonialen Diskurses, der von Theologen bzw. Theologinnen nicht-europäischer Kulturen in die Theologie eingetragene worden ist. Es ist übrigens bemerkenswert, dass die in dieser Hinsicht besonders produktiven und innovativen Entwürfe von Exegeten und Exegetinnen aus Lateinamerika, Afrika und Asien bisher kaum innerhalb der westlichen Exe-

In Deutschland existieren gegenwärtig allein über eintausend afrikanische Migrationskirchen. Das Globale ist lokal geworden.

Innovative Entwürfe von Exegeten und Exegetinnen aus Lateinamerika, Afrika und Asien wurden bisher kaum innerhalb der westlichen Exegese rezipiert.

gese rezipiert worden sind. Die Perspektiven von Musa Dube, Elza Tamez, Fernando Segovia, Kwok Pui-lan und Sugirtharajah sind in Deutschland über die Missionswissenschaft bzw. Interkulturelle Theologie zugänglich gemacht worden (vgl. *Interkulturelle Theologie. Zeitschrift für Missionswissenschaft* 2012).

Die Einführungen bzw. Lehrbücher der Interkulturellen Theologie reflektieren sowohl die Pluralisierung des weltweiten Christentums als auch damit gegebene Machtverschiebungen hinsichtlich Interpretationshoheit und Repräsentationsansprüchen. Als Lehrbücher bzw. Einführungen haben sie zuvörderst einen beschreibenden, das Feld unter dem Paradigma der Interkulturalität neu strukturierenden Charakter.³ Sie versuchen das globale Christentum in seinen vielfältigen Versionen der jeweiligen Binnenperspektive angemessen darzustellen, indem sie ihre Gründungsgeschichten, Ausprägungen, ihre Plausibilitäten in jeweiligen Kulturen und ihre Relevanz im jeweiligen Kontext erhellen. Darüber hinaus erkundet die Interkulturelle Theologie Möglichkeiten einer produktiven In-Beziehung-Setzung der global unterschiedlichen Versionen des Christlichen zueinander.

Claudia Jahnel hat die Fragestellung und Methodik der noch jungen Disziplin Interkulturelle Theologie kulturwissenschaftlich problematisiert und präzisiert, und zwar in ihrer 2015 veröffentlichten Erlanger Habilitationsschrift: *Interkulturelle Theologie und*

*Kulturwissenschaft, untersucht am Beispiel afrikanischer Theologie.*⁴ Jahnel untersucht diskursanalytisch Beschreibungen, d.h. Zuschreibungen und Repräsentationen der anderen bzw. Selbstdarstellungen, hier am Beispiel sog. Afrikanischer Theologie. Sie zeigt u.a. auf, wie stark im Kolonialismus gründende Konstruktionen des Eigenen und des Fremden bzw. von Europa und Afrika in der Missionswissenschaft nachwirken. Gleichzeitig hebt sie ab auf Hybridität, die Unabgeschlossenheit und globale Verwobenheit theologischer Selbstverständnisse. Dabei nimmt die Reflexion von Machtverhältnissen bzw. Machtansprüchen einen entscheidenden

Raum ein: Wer hat die Deutungsmacht über ein Phänomen bzw. wer beansprucht sie?

Die Erkenntnisse einer kulturwissenschaftlich verantworteten und diskursanalytisch kritischen Interkulturellen Theologie sind heute unter den Bedingungen globaler Transformationsprozesse in Europa fruchtbar zu machen. Aufgrund der benannten Migrationsbewegungen ist das Globale in Europa längst vielfältige Verwebungen eingegangen mit dem Lokalen. So haben besonders deutlich in der Waldenserkirche in Italien heute Protestanten verschiedenster konfessioneller Prägungen aus Westafrika ein spirituelles und soziales Zuhause gefunden. In der Begegnung von alteingesessenen und neu hinzugekommenen Christen entsteht dort Neues. Ich gehe davon aus, dass dies ein spannender, teils auch aufreibender und vielleicht schmerz-

licher, aber auch vitalisierender Prozess gewesen ist. Ähnliches vollzieht sich – allerdings unter ganz anderen Größen- und Machtverhältnissen und regional verschoben – in Deutschland. Einige Landeskirchen und Kirchenkreise unterstützen mittlerweile tatkräftig die Bildung interkultureller Kirchengemeinden (z.B. Lydiage-
meinde im Dortmunder Norden; Afrikanisches Zentrum St. Georg-Borgfelde in Hamburg). Eine vormalig verbreitete, theologisch überhebliche Attitüde beginnt einer respektvollen Haltung den Menschen aus der Migration mit ihren Versionen des Christlichen gegenüber zu weichen. Fremdes wird ausgehalten. Der Versuch zu verstehen tritt an die Stelle des vorschnellen Urteilens.

Vor Ort beginnen hier und da *transkulturelle* Gemeinden innerhalb der Evangelischen Kirche zu entstehen: sei es dass, sich Gemeinden bewusst für einen solchen Weg entscheiden und ihn pro-aktiv gestalten, etwa in der Zusammenarbeit mit Migrationsgemeinden von Menschen afrikanischer oder asiatischer Herkunft; sei es, dass Gemeinden auf das Hin-zukommen von Menschen muslimischer Hintergründe mit einem Taufbegehren reagieren. In diesen neuen Konstellationen bilden sich notwendiger Weise neue Frömmigkeitsstile und Liturgien bzw. ein Gemeindeaufbau mit neuen Akzentuierungen aus. Zur Erfassung und Reflexion

Der Versuch zu verstehen tritt an die Stelle des vorschnellen Urteilens.

Nötig wäre die Entwicklung einer transkulturellen Theologie, die den Prozess der lokalen Ökumenisierung von Kirche zu erfassen und zu befördern vermag.

dessen, was hier neu entsteht, greift eine Interkulturelle Theologie zu kurz. Nötig wäre hier die Entwicklung einer *transkulturellen* Theologie, die den Prozess der lokalen *Ökumenisierung* von Kirche zu erfassen und zu befördern vermag. Dabei wären insbesondere die kulturwissenschaftlichen Impulse, die Jähnel der Interkulturellen Theologie ins Stammbuch geschrieben hat, aufzunehmen: allen voran die Diskursanalyse unter den Stichworten Repräsentanz, Machtansprüche und Fluidität von Identitäten.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf die Bedeutung der Entwicklung einer sich vom Neuen Testament her nahe liegenden *transkulturellen Hermeneutik* hinweisen.⁵ Eine solche Hermeneutik ist ein Desiderat. Der großartigen *Theologischen Hermeneutik des Neuen Testaments* von Ulrich Luz aus dem Jahr 2014 kommt u.a. das Verdienst zu, kulturelle Exegesen aus dem globalen Süden zu berücksichtigen. Eine interkulturelle Hermeneutik, geschweige denn eine transkulturelle Hermeneutik des Neuen Testaments bleibt hier aber noch außen vor.⁶

Angesichts der zunehmenden Ausbildung transkultureller Kirchengemeinden in Europa – da sind wir in Deutschland erst am Anfang, aber der Anfang ist gemacht – ist die Ausarbeitung einer trans-

kulturellen Hermeneutik angezeigt. Sie wäre in dreierlei Hinsicht bedeutsam:

1. Sie entspricht der Deutung von Evangelium im Frühchristentum, so wie sie in den Schriften des Neuen Testaments in unterschiedlichen Kontexten und Situationen divers reflektiert wird. Sie erlaubt also eine der Binnenperspektive des Frühchristentums angemessenere Erfassung der Bedeutung von Evangelium. Evangelium bedeutet hier grundsätzlich die *heilvolle Zuwendung des barmherzigen Gottes zu allen Menschen, so wie sie in Christus realisiert wurde*. Soziologisch folgt daraus Grenzüberschreitung und Inklusion der Verschiedenen unter Wahrung und Würdigung von Differenz in einer Gemeinschaft, deren Gestaltung der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes zu entsprechen versucht. In der Gestaltung solcher Gemeinden bestand im Frühchristentum und besteht heute zuvörderst ein lebensweltliches Bezeugen des Evangeliums. Daran gemahnen uns die sich gegenwärtig in unserer Gesellschaft bewegendem Migranten. Ihre Präsenz bietet auch die Gelegenheit dazu, die Bibel unter dem Paradigma des Transkulturellen neu zu lesen und das Evangelium aus dieser Perspektive in der gegenwärtigen Situation neu zu hören.

Paulus bringt in seinen Briefen in immer neuen Anläufen seine wesentliche Einsicht in die Bedeutung von Evangelium auf den Punkt: Es geht um die Eingliede-

rung von Menschen verschiedener Herkunft, verschiedenen Status und Genders in die Abrahamslinie.

Dies wurde nach Paulus durch das Christusgeschehen erst möglich. Auf diese grundsätzliche Bedeutung des paulinischen Evangeliumsverständnisses hat die *New Perspective on Paul* hingewiesen. Aus dieser Perspektive ergeben sich eine ganze Reihe von Neuakzentuierungen in der Deutung und Übersetzung paulinischer Passagen.⁷

So ist z.B. ein entsprechendes neues Verständnis von Röm 15,7-9a von der indischen Neutestamentlerin Zakali Shohe in ihrer Dissertation von 2015 überzeugend begründet worden.⁸ Die Passage lautet in meiner deutschen Wiedergabe folgendermaßen: „Nehmt also einander an, wie auch Christus euch angenommen hat zur Ehre Gottes. Ich sage nämlich: Christus wurde ein Diener der Beschneidung (der Juden) um der Wahrhaftigkeit Gottes willen, um die Verheißungen an die Väter zu realisieren, *dass nämlich* die Völker um des göttlichen Erbarmens willen Gott preisen.“

Dieser christologischen Inklusion ist lebensweltlich zu entsprechen in der Etablierung transkultureller Gemeinden der Verschiedenen. Das galt in frühchristlicher Zeit und das gilt noch heute.

Ähnlich reflektiert Paulus in Gal 3,28. Die herkömmliche Wiedergabe des Verses im

Evangelium bedeutet die Eingliederung von Menschen verschiedener Herkunft, verschiedenen Status und Genders in die Abrahamslinie durch das Christusgeschehen.

Deutschen ist ebenfalls missverständlich, wenn es etwa nach Luther – weiterhin auch in der „Lutherbibel 2017“ – heißt: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau, denn ihr seid allesamt einer in Christus.“ Diese Übersetzung ist deshalb etwas irreführend, weil es ja sowohl in den angesprochenen galatischen Gemeinden als auch in dem von Paulus in Gal 2,11-21 aufgerufenen antiochenischen Beispiel gerade die reale Diversität der Gläubigen ist, die Probleme bereitet: Es *gibt* in den Gemeinden eben Juden und Griechen etc. François Vouga bringt treffend auf den

Punkt, worum es in Gal 3,28 geht: „Die Bedeutung der Aussage ist, daß die Abgrenzungskriterien, die die Menschen nach bestimmten Eigenschaf-

ten trennen und hierarchisieren, im Gemeinschafts- und Herrschaftsbereich Christi nicht gelten.“⁹ In seiner Argumentation plädiert Paulus allerdings dezidiert *nicht* für die Aufhebung von Differenz: Er möchte seine Adressaten für ein Programm gewinnen, wonach die Verschiedenen *als* Verschiedene zu einer Glaubensgemeinschaft zusammen wachsen.

Ich gebe den Vers im Kontext der Verse 26-29 folgendermaßen wieder:¹⁰

„(26) Allesamt seid ihr nämlich Söhne (d.h. Kinder) Gottes durch den Glauben, den ihr im Gesalbten Jesus habt, (27) denn als solche, die ihr in den Gesalbten hineingetauft worden seid, habt ihr euch

den Gesalbten übergezogen, (28) *sei* es als Jude oder Grieche, als Sklave oder Freier, als männlich oder weiblich. Ihr seid nämlich alle zu einem (einer Einheit) zusammen gefügt worden, im Gesalbten Jesus. (29) Wenn ihr aber dem Gesalbten angehört, dann folgt daraus, dass ihr Abrahams Gespross seid, d.h. Erben gemäß der Verheißung.“ Für die Christugläubigen Gemeinden lehnt Paulus hier wie auch sonst, jeglichen auf ethnische und kulturelle Parameter sich gründenden *exklusivistischen* Anspruch auf göttliche Rettung oder Gerechtigkeit ab. Entscheidend ist: Ein Grieche muss nicht

Paulus möchte seine Adressaten für ein Programm gewinnen, wonach die Verschiedenen als Verschiedene zu einer Glaubensgemeinschaft zusammen wachsen.

zum Juden werden, muss sich also nicht etwa beschneiden lassen und sein Essenverhalten verändern, um als gleichwertiges Kind Gottes und als vollwertiges

Mitglied der Christusglaubensgemeinschaft zu gelten. In der Geschichte der Ausbreitung des Christentums ist der Vers oft genug kultur-imperialistisch gedeutet, und m.E. also erheblich missverstanden worden. In der Konsequenz mündete diese Deutung in den Versuch einer Aufhebung von Differenz, vgl. etwa die im 19. Jahrhundert verbreitete tabula-rasa Mentalität unter westlichen Missionaren in Afrika. Daniel Boyarin hat zu Recht auf die Gefahr eines solchen Verständnisses von Gal 3,28 aufmerksam gemacht.¹¹ Dabei attestiert er Paulus bereits ein solches Verständnis, m.E. zu unrecht.

2. Transkulturelle Überschreitungen repräsentieren ein *wesentliches* Merkmal

im Prozess der Ausbreitung des Frühchristentums in der mediterranen Antike, und zwar unter einer grundsätzlichen Würdigung bzw. Achtung von kultureller Differenz. Kulturelle Traditionen werden nicht negiert, sondern von Paulus geachtet. Allerdings spricht er ihnen Heilsrelevanz ab.¹² Die Etablierung transkultureller Glaubens- und Lebensgemeinschaften von Gläubigen ganz unterschiedlicher Herkunft und gesellschaftlichen Stellung erschien als eine notwendige Konsequenz des vorausgesetzten Evangeliumsverständnisses. Damit ermöglicht eine transkulturelle Hermeneutik des Neuen Testaments eine präzisere Erfassung der Soziologie und Geschichte des Frühchristentums.

Eine transkulturelle Hermeneutik des Neuen Testaments ermöglicht eine präzisere Erfassung der Soziologie und Geschichte des Frühchristentums.

Das Projekt der Gestaltung *transkultureller* Gemeinden stellte das Frühchristentum allerdings vor enorme Herausforderungen. Davon zeugen insbesondere die Briefe des Paulus wie auch die Apostelgeschichte, vor allem Apg 10-15. Paulus lag – wie gesehen – vor allem an der Gleichstellung von Christusgläubigen jüdischer und paganer Herkunft, ohne die kulturellen Partikularitäten der involvierten Gruppen aufzuheben (vgl. Gal 1-3). In Bezug auf die Überwindung der Sklaverei aber äußerte sich Paulus zurückhaltend (Philemon; 1Kor 7,17-24), und hinsichtlich Gender-Gleichstellung – aus unserer heutigen westlichen Perspektive gesehen! – gänzlich unbefriedigend (1Kor 11,2-16; 14,33b-36).

Re-Lektüre der Apostelgeschichte

Eine Re-Lektüre der Apostelgeschichte unter der Perspektive von Migration und Flucht ist erhellend nicht nur in Bezug auf die Rekonstruktion der Geschichte des Frühchristentums, sondern insbesondere auch bezüglich unserer Fragestellung. Eine entsprechende Re-Lektüre lässt die

These formulieren:
Die Formierung und Ausbreitung des Frühchristentums im ersten Jahrhundert ist unlöslich und wesentlich mit

Erfahrungen von Flucht und Migration verknüpft. Dieser Sachverhalt wird in den Schriften des Neuen Testaments nirgends so stark reflektiert und narrativ entfaltet wie in der Apostelgeschichte des Lukas, auch wenn er sich mehr oder weniger deutlich auch sonst wo im Neuen Testament greifen lässt.¹³

Die Apostelgeschichte beschreibt insgesamt einen graduell sich vollziehenden Prozess der Ausbreitung des Evangeliums unter verschiedenen Bevölkerungsgruppen, die sich zunehmend in religiöser, ethnischer und geographischer Distanz zum Judentum in Judäa befinden: Zunächst waren Diasporajuden inkludiert worden, dann Proselyten und Samarier, dann Gottesfürchtige wie der römische Hauptmann Kornelius (Apg 10f.) und schließlich bisherige Polytheisten der weiteren mediterranen Welt.

Apg 11,19-26 ist – was die Grenzüberschreitung der Evangeliumsverkündigung und die nachfolgende Lebensge-

meinschaft von Juden mit vormaligen Polytheisten anbetrifft – von wegweisender Bedeutung für die weitere Entwicklung des Frühchristentums:¹⁴

¹⁹Bei der Verfolgung, die wegen Stephanus entstanden war, kamen die Versprengten bis nach Phönizien, Zypern und Antiochia; doch verkündeten sie das Wort nur den Juden. ²⁰Einige aber von ihnen, die aus Zypern und Zyrene stammten, verkündeten, als sie nach Antiochia kamen, auch den Griechen (πρὸς τοὺς Ἕλληνας) das Evangelium von Jesus, dem Herrn. ²¹Die Hand des Herrn war mit ihnen und viele wurden gläubig und bekehrten sich zum Herrn. ²²Die Nachricht davon kam der Gemeinde von Jerusalem zu Ohren und sie schickten Barnabas nach Antiochia. ²³Als er ankam und die Gnade Gottes sah, freute er sich und ermahnte alle, dem Herrn treu zu bleiben, wie sie es sich vorgenommen hatten. ²⁴Denn er war ein trefflicher Mann, erfüllt vom Heiligen Geist und von Glauben. So wurde für den Herrn eine beträchtliche Zahl hinzugewonnen. ²⁵Barnabas aber zog nach Tarsus, um Saulus aufzusuchen. ²⁶Er fand ihn und nahm ihn nach Antiochia mit. Dort wirkten sie miteinander ein volles Jahr in der Gemeinde und unterrichteten eine große Zahl von Menschen. In Antiochia nannte man die Jünger zum ersten Mal Christen (Χριστιανούς).

Wie, wann und durch wen erreichte das Evangelium die syrische Großstadt Antiochia? Lukas erzählt davon, dass einige von denen, die Jerusalem wegen der Verfolgung, die mit der Ermordung des

Stephanus angehoben hatte, verlassen mussten, nach Phönizien, Zypern und Antiochia emigrierten, wobei sie zunächst noch „das Wort ausschließlich Juden verkündeten“ (11,19). Einige von diesen jüdischen Migranten aber, die ursprünglich aus Zypern und aus dem nordafrikanischen Kyrene stammten, begannen damit, nicht-jüdischen Griechen zu predigen, von denen einige den Christus-Glauben annahmen. Dieser Übergang dürfte sich in der ersten Hälfte der 30er Jahre vollzogen haben. Später kamen die beiden Diasporajuden Barnabas und Paulus hinzu und wirkten hier für ein Jahr. Wahrscheinlich beförderte die Tatsache, dass es eine stattliche Anzahl an „Gottesfürchtigen“ um die große jüdische Gemeinde von Antiochia herum gab, und die damit gegebene Differenzierung in vollwertige, d.h. jüdische Synagogenglieder und nicht vollwertige, nicht-jüdische Gottesfürchtige, die Attraktivität einer an das Christusgeschehen gebundenen Evangeliumsverkündigung und damit einhergehenden Gemeindeorganisation, nach der jene Differenz aufgehoben war.¹⁵

In Antiochia ereignete sich also – aus jüdischer Perspektive – etwas grundsätzlich Neues in dem Verständnis des Verhältnisses von Juden und Nicht-Juden und in der entsprechenden Konstituierung einer transkulturellen und transethnischen Glaubens- und Lebensgemeinschaft von Christusgläubigen. In Antiochia entstand vielleicht zum ersten Mal zu Beginn des Frühchristentums ein grenzüberschreitendes „Drittes“, das sich bisherigen Zuordnungen entzog und vertraute Begrifflichkeiten sprengte.

Insofern ist es kein Zufall, dass die christusgläubigen Juden und Nicht-Juden dieser Gemeinschaft nach Apg 11,26 zum ersten Mal mit dem Neologismus „Christianer“ (Χριστιανοί) belegt wurden. Diese Gemeinde wurde, wie gezeigt, von Diasporajuden in der Migration gegründet. Ihre Namen sind uns nicht überliefert, und was sie zu dieser Grenzüberschreitung bewogen hat, wird nicht erzählt. In dieser antiochenischen Gemeinde fanden Juden unterschiedlichster Herkunft zusammen mit unbeschnittenen und sicher Schweinefleisch konsumierenden Nicht-Juden. Das war in der damaligen Welt eine wohl bemerkenswerte Konstellation. Bei dieser Glaubens- und Lebensgemeinschaft handelte es sich nicht mehr um eine traditionelle Synagogengemeinde, sondern um eine neue Form von Ekklesia-Gemeinde.

Die Diasporajuden Barnabas und Paulus wurden durch eine erneute Intervention des Heiligen Geistes – in der Apostelgeschichte das entscheidend agierende Subjekt – in Antiochia weiter in die Migration getrieben, um das Evangelium zu verkündigen. Apg 13,1-3 reflektiert die multikulturelle Zusammensetzung der Leitung der Gemeinde in Antiochia:

¹In der Gemeinde von Antiochia gab es Propheten und Lehrer: Barnabas und Simeon, genannt Niger (ὁ καλούμενος Νίγερ), Luzius von Zyrene, Manaën, ein Jugendgefährte des Tetrarchen Herodes,

und Saulus. ²Als sie zu Ehren des Herrn Gottesdienst feierten und fasteten, sprach der Heilige Geist: Wählt mir Barnabas und Saulus zu dem Werk aus, zu dem ich sie mir berufen habe. ³Da fasteten und beteten sie, legten ihnen die Hände auf und ließen sie ziehen.¹⁶

Das Leitungsgremium besteht aus einem Fünferteam von jüdischen Lehrern und Propheten: Manaën ist der einzige unter ihnen, der nicht aus der Diaspora stammt, der aber als „Jugendgefährte“ des Herodes Antipas mit Sicherheit eine stark hellenisierte Version des Judentums vertrat. Barnabas stammt aus Zypern, Paulus aus Tarsus und die

zwei anderen aus *Afrika* – Luzius aus dem nordafrikanischen Kyrene und Simeon mit dem Beinamen „Schwarzer“ vielleicht aus südlicher gelegenen Regionen. Der Heilige Geist instruierte diese beiden zusammen mit Manaën, Barnabas und Paulus für ihren weiteren Dienst auszusenden. Dass zwei dieser drei Barnabas und Paulus segnenden Männer Afrikaner waren, wird in der westlich-exegetischen Tradition weithin nicht realisiert.¹⁷ In afrikanisch-theologischer Perspektive erscheint diese Konstellation als äußerst bedeutsam.

So konstatiert der ghanaische Pfingsttheologe Mensa Otobil: „I know some of us can not imagine those powerful and anointed black hands on the head of Paul. The truth is – it happened!“¹⁸

Nach Auskunft der Apostelgeschichte zwangen politische oder spirituelle Faktoren Paulus und seine Mitstreiter in die Migration Richtung Westen, so wie andere bereits vor ihm gen Norden, Osten und Süden – und sicher auch bereits gen Westen – aufgebrochen waren. Dies führte letztlich zur Verhaftung des Paulus durch die Römer und zu seiner Überführung nach Rom. Auf seinen

Reisen im römischen Reich verkündigte Paulus zunehmend, wenn auch nicht ausschließlich, unter Nicht-Juden, d.h. Mitgliedern unterschiedlichster ethnischer Gruppen, die traditionell an eine Vielzahl von Göttern glaubten. Mit diesen Adressaten seiner Verkündigung teilte Paulus eine gemeinsame Sprache, das Koine-Griechisch als *lingua franca* in weiten Teilen des römischen Reichs. Als Jude aus der Diaspora konnte Paulus gut vorbereitet sein für cross-kulturelle, grenzüberschreitende Kommunikation – anders etwa als die galiläischen Begleiter Jesu, die „Jünger“, die dann in der weiteren Ausbreitung des Evangeliums auch keine Rolle mehr spielten.

Paulus war in der multikulturellen, hellenistischen Polis Tarsus aufgewachsen. Dies war eine recht wohlhabende Stadt, die in der Antike bekannt war für ihre philosophischen Schulen und ihre große jüdische Gemeinde. Diese seine Herkunft bereitete Paulus hinsichtlich seiner

kommunikativen Kompetenz hinreichend vor auf sein späteres Wirken als cross-culturell sensibler Verkündiger des Evangeliums in der Migration.

Die Apostelgeschichte präsentiert seine Fähigkeiten zur flexiblen, kulturellen Übersetzung des Evangeliums auch entsprechend *nicht* als besondere *Geistesgabe*. Dies war bei den galiläischen

Begleitern Jesu eine notwendige Voraussetzung ihrer Verkündigung vor nicht-aramäisch sprachigen Diasporajuden in Jerusalem (Apg 2).

Es waren Kommunikationsfähigkeiten, die erst in transkulturellen Lebenskontexten erworben werden konnten, welche den Ausschlag für eine erfolgreiche Verkündigung des Evangeliums in der mediterranen Antike gaben. Diese Kompetenz konnten zumal Diaspora-Ju-

den aus hellenistischen Städten des römischen Reichs aufweisen. Die Christusgläubigen unter ihnen, die sich in der Migration befanden, bildeten das Rückgrat der Evangeliumsverkündigung im ersten Jahrhundert. In *dieser* Hinsicht erweist sich die Apostelgeschichte grundsätzlich als bemerkenswert historisch plausibel.

Dies ist im Kontext unserer Fragestellung eine bedeutende Beobachtung; weniger hinsichtlich der Hoffnung bzw. Androhung einer *reverse mission* durch Chris-

Seine Herkunft aus Tarsus bereitete Paulus auf sein späteres Wirken als cross-culturell sensibler Verkündiger des Evangeliums in der Migration vor.

Die interkulturelle Kompetenz unter kirchlichen Mitarbeiterinnen und PfarrerInnen ist abzurufen bzw. überhaupt zu fördern.

ten aus Asien und Afrika, sondern vielmehr hinsichtlich der Ausbildung kirchlichen Personals: Die interkulturelle Kompetenz unter kirchlichen MitarbeiterInnen und PfarrerInnen ist abzurufen bzw. überhaupt zu fördern.

Im theologischen Studium könnten und sollten wohl in Zukunft die Fächer Interkulturelle Theologie und Religionswissenschaft, aber auch Ethnologie als Wissenschaft vom kulturell Fremden und überhaupt die Kulturwissenschaften eine stärkere Berücksichtigung erfahren. Gleichzeitig wäre die interkulturelle Kompetenz von PfarrkollegInnen, die über reflektierte Erfahrungen in der Fremde verfügen, nutzbar zu machen für eine interkulturelle Öffnung von Kirche. Und Leitungspersonen von Migrationsgemeinden könnten und sollten stärker einbezogen werden im Prozess einer diesbezüglichen Ausgestaltung von evangelischer Kirche. In diesem Zusammenhang stellt sich insbesondere die Problematik von Anstellungsverhältnissen gerade von Migrationspastoren mit ihren besonderen Ressourcen und sicher auch Begrenzungen – hier braucht es kreative und unorthodoxe Lösungen, die kirchenjuristisch wohl zu bewältigen wären. Auch in dieser Hinsicht ist der Blick in das Neue Testament inspirierend: Die Gestaltung von frühchristlichen Gemeinden war wohl zum einen auf Würdigung des/der Einzelnen in seinem/iherem So-Sein hin angelegt. Zum anderen erforderte und beförderte sie aber Trans-

formationsprozesse, die insbesondere auf einen Ausgleich von Ressourcen unter den Mitgliedern abzielte, und zwar in Bezug auf materielle wie spirituelle Ressourcen – sowohl in der lokalen Gemeinde als auch zwischen Gemeinden Ökumene-weit (vgl. den paulinischen Aufruf zur Kollekte in 2Kor 8-9).

3. Eine transkulturelle Hermeneutik wäre angemessen als Reflexionsinstrument in Bezug auf bereits existierende oder im Entstehen begriffene transkulturelle Gemeinden. Dies möchte ich im Folgenden am Beispiel von Bibelgesprächen in transkulturellen Gemeinden einerseits und anhand des Projekts eines internationalen Gospelgottesdienstes andererseits erläutern.

Interkulturelle Bibelgespräche

Interkulturelle Bibelgesprächskreise vor Ort sind eine viel versprechende Möglichkeit, Menschen mit unterschiedliche konfessioneller und kultureller Herkunft miteinander ins Gespräch zu bringen. Sie bieten sich insbesondere auch an als Begegnungs- und wechselseitige Lerngelegenheiten von alteingesessenen Gemeindegliedern und Neubekehrten, wie sie als Migranten und Migrantinnen mit muslimischem Hintergrund seit etwa zwei Jahren in mitunter großer Zahl in evangelischen Kirchengemeinden andocken, um sich hier neu spirituell und sozial zu beheimaten. Das Projekt eines solchen Bibelgesprächs legt sich in der interkulturel-

Im gemeindlichen Gespräch über die Bibel können Christen unterschiedlicher Herkunft ihre Verständnisse und Deutungen vortragen und verständlich machen.

len Situation auch deshalb nahe, weil die Bibel grundsätzlich einen wesentlichen gemeinsamen Bezugspunkt aller Christen darstellt. Im gemeindlichen Gespräch über die Bibel können Christen unterschiedlicher Herkunft ihre Verständnisse und Deutungen vortragen und verständlich machen. Methodisch orientieren sich diese Bibelgespräche an den Schritten des *Bibelteilens*, wie es in der katholischen Kirche in Südafrika entwickelt wurde. Gleichzeitig knüpfte ich an das interkulturelle Projekt des Reading-With an, wie es von dem südafrikanischen Theologen Gerald West erarbeitet und beschrieben worden ist, der seit dem Beginn der 1990er Jahre mit weißen Akademikern in schwarzen Gemeinden gemeinsam Bibel las. Dieses Projekt grenzt sich in zweifacher Hinsicht ab von problematischen Strategien des gemeinsamen Bibellesens, durch welche die je Anderen letztlich nicht ernst genommen, sondern vereinnahmt werden: auf der einen Seite ein dominierendes *Lesen-für* die Anderen – da sind wir Pfarrer und Pfarrerinnen besonders anfällig; auf der anderen Seite ein romantisierendes, unkritisches *Hören-auf* die verklärten Anderen.

Bibelteilen in sieben Schritten

1. Liturgischer Einstieg (Lied / Gebet)
2. Der Moderator / die Moderatorin gibt die zu besprechende Passage bekannt. Alle haben eine Bibel zur Hand. Lautes Vorlesen des Bibeltextes in der Gesprächsrunde, wobei der Reihe nach jeder Teilnehmer, jede Teilnehmerin die Anzahl der von ihm oder ihr gelesenen Verse selbst bestimmt.
3. Die Passage wird noch einmal in ihrer

Gänze vorgelesen, und zwar unter der Leitfrage: Welches Wort, welcher Satz oder Vers berührt mich aus dieser Passage, was spricht mir ins Herz, springt mir ins Auge? Wo spricht Gott zu mir? Dazu kurze Stille-Phase oder ruhige Musik.

4. Die Teilnehmenden sind eingeladen, die Wörter oder Sätze des Bibeltextes unkommentiert mitzuteilen.

5. Der Moderator bzw. die Moderatorin eröffnet das freie Gespräch über den Text. Jetzt sind Rückfragen und Kommentare möglich. Es ist sinnvoll und hilfreich für den Gesprächseinstieg, zunächst einmal Verständnisfragen zu klären.

6. Der Moderator bzw. die Moderatorin bilanziert das Gespräch und hebt Kernaussagen des Gesprächs hervor; vielleicht eine bleibende Erkenntnis im Anschluss an ein Votum der Gruppe, die die Beteiligten in den kommenden Tagen begleiten möge.

7. Liturgischer Ausgang (Vaterunser oder freies Gebet / Lied)

Ein solcher Austausch über biblische Passagen birgt die Möglichkeit dafür,

- a. dass jeder und jede sich mit seiner oder ihrer Perspektive niederschwellig ins Gespräch einbringen kann und mit seiner bzw. ihrer ganz eigenen Lebensperspektive wichtig wird für die anderen;

- b. einander kennen, verstehen und wertschätzen zu lernen;

- c. sich selbst mit seinen eigenen bisher nicht bewussten kulturellen und konfessionellen Geprägtheiten verstehen zu lernen – das Gegenüber nimmt die Funktion eines *Spiegels* an;

d. neue, bisher übersehene Bedeutungen biblischer Aussagen oder Deutungen von Evangelium kennen zu lernen, die für die eigene Gestaltung von Glauben und Welt bedeutsam werden könnten – das Gegenüber nimmt die Funktion eines *Fensters* an;

e. problematische Interpretationen zu erkennen und auszubalancieren – die *korrektive* Funktion;

f. unter Rekurs auf die vorhandenen Lebenserfahrungen, Perspektiven und Einsichten neu und gemeinsam zu *umschreiben* versuchen, was das Evangelium eigentlich ausmacht.

Die Diversität des Christentums ist in der Vielfalt des Kanons vorgebildet bzw. ist durch diese befördert worden. Im gemeinsamen Gespräch vor Ort über unsere Deutungen von Bibel und Welt wird die kanonische Stimmenvielfalt hörbar, denn Christen unterschiedlicher Herkunft und Glaubenstradition bevorzugen unterschiedliche biblische Schriften und Passagen. Das im Kanon bezeugte Gespräch von Gläubigen der Antike über die Bedeutung und die je angemessene Aktualisierung von Evangelium hat sich heute *fortzusetzen* in ökumenischen Begegnungen vor Ort, wie sie in transkulturellen Gemeinden möglich werden.

Internationale Gottesdienste

In Hamburg feiern wir seit über zehn Jahren einmal im Monat regelmäßig internationale Gospelgottesdienste in einer ev.-luth. Gemeinde, in der zwei

afrikanische Migrationsgemeinden vom Kirchenkreis eine leerstehende Kirche zur Verfügung gestellt bekommen haben (St. Georg-Borgfelde). Entscheidend wichtig für das Gelingen des Gottesdienstes erscheinen mir folgende Aspekte:

Ein Team von je zwei bis drei afrikanischen und deutschen Pastoren und Pastorinnen, einem ghanaischen Gemeindeältesten und dem nigerianischen Chorleiter bereiten den Gottesdienst nach und den nächsten Gottesdienst vor. Alle Teammitglieder kommen im Gottesdienst vor. Sie gestalten ihn zusammen. Eine Leitfigur ist im Gottesdienst nicht zu erkennen. Wir sind dazu übergegangen, Dialogpredigten von je einem westafrikanischen und einem deutschen Kollegen zu halten. Auch bei gelegentlich eingebauten Individualsegnungen stehen ein westafrikanischer und ein deutscher Kollege bereit, um die Gebetsanliegen entgegenzunehmen, für die Person zu beten und ihr die gemeinsam die Hände aufzulegen. Zur Gestaltung der Liturgie haben wir Elemente aus deutscher und aus westafrikanischer Tradition in das Gottesdienstgeschehen integriert. Der Gottesdienst wirkt einladend und er ist auf Partizipation der Gottesdienstbesucher hin angelegt. Als Einblick in die Gestaltung eines solchen Gottesdienstes diene der folgende Verlaufsplan vom September 2016:

123rd International Gospel Service
11.09.16 18:00, Erlöserkirche Borgfelde
mit den 'Hamburg Gospel Ambassadors' & The Minister

Theme: Love makes the difference / Liebe ändert alles

Text: 1 John 4: 7 -12.

Preachers: Peter Mansaray / Gunter Marwege

| | | |
|-------------------------------|---------------------|-----------------|
| | | ca. |
| Worship Song: | HGA | - 5 min (17:55) |
| Prayer | Folarin | - 2 min |
| Song: | HGA | - 5 min |
| Welcome | Kay & Peter | - 6 min |
| Greetings: | The Ministers | - 8 min |
| Bible Reading Engl & dt. | 1 John 4: 7 -12 | - 6 min |
| Bible study | Werner | - 10 min |
| Song: | HGA | - 6 min (18:37) |
| Sermon | Peter & Gunter | - 15 min |
| Song: | Oh how I love Jesus | - 6 min (18:58) |
| Announcements: | Peter | - 3 min |
| Offerings | The Ministers | - 7 min |
| Intercessions & Lord's Prayer | Peter | - 6 min |
| Benediction | Kay | - 2 min |
| Song | HGA | - 5 min |

92 min

Schlussfolgerungen und Ausblick auf die Gestaltung der Beziehungen zu Menschen muslimischen Glaubens

Wie in der mediterranen Antike, so befindet sich auch die Bevölkerung Europas gegenwärtig in vielschichtigen Transformationsprozessen, nicht zuletzt aufgrund globaler Migrationsbewegungen. Bei den alten etablierten Kirchen Europas handelt es sich weithin um – geschichtlich so gewachsene – monoethnische Institutionen. In der letzten Generation sind nun in

Deutschland vielfältige neue Gemeinden entstanden, mit mehrheitlich oder exklusiv asiatischer, afrikanischer oder lateinamerikanischer Mitgliedschaft.

Die Herausforderung für die – noch – als Volkskirchen erachteten etablierten Kirchen besteht angesichts des neuen Phänomens der Vervielfältigung und Fragmentierung des Christlichen in Folgendem, und darin kommen wir der frühchristlichen Situation ziemlich nahe: Wie können wir kirchliche Räume kreieren, in de-

nen sich Prozesse wechselseitiger Integration von Gläubigen vollziehen können, die eine Vielzahl von Konfessionen, Kulturen und Identitäten – eben die weltweite Ökumene – repräsentieren? Die Gestaltung transkultureller Gemeinden in einer sich kulturell und ethnisch ausdifferenzierenden Gesellschaft erscheint mir vom Evangelium her aufgegeben. Mit solchen integrativen Vorhaben bezeugt Kirche das Evangelium soziologisch und damit auch in integrativer Hinsicht ihre gesellschaftliche Relevanz. Bei der Ausbildung transkultureller Gemeinden wäre der Versuchung zu widerstehen, dass die zahlenmäßig und materiell besser ausgestattete Gruppe der Alteingesessenen die Neuhinzugekommenen Christen etwa gewissermaßen schluckt, also dominiert.

Eine Öffnung für den Prozess einer transkulturellen Gestaltung setzt folgende Bereitschaften voraus – bei allen Beteiligten:

- die anderen als andere, d.h. in ihrem So-Sein als Subjekte zu würdigen
- Macht und Ressourcen zu teilen
- verändert zu werden in der Begegnung.

Es geht also darum, sich einzulassen auf die *produktive Spannung von Differenz und Transformation*. Die Mehrzahl der frühen Christen hatte als Ressource nicht viel mehr als die Erfahrung der Geist-Gottes-Gegenwart. Davon erzählen heute gerade auch pfingstliche oder charis-

Die Gestaltung transkultureller Gemeinden in einer sich kulturell und ethnisch ausdifferenzierenden Gesellschaft erscheint vom Evangelium her aufgegeben.

matische Christen aus dem globalen Süden. Mit Karl Barth meine ich, dass auf ihre Stimmen zu hören ist – kritisch

selbstverständlich. In den Fragmenten zur *Kirchlichen Dogmatik* heißt es im Zusammenhang der Vaterunser Auslegung, mit einem Seitenhieb auf das Entmythologisierungsprogramm: „Magisches Weltbild? Ob uns wohl unsere Mitchristen aus den jungen Kirchen von Asien und Afrika, die ja in dieser Sache noch von frischerer Anschauung herkommen, hier eines Tages zu Hilfe kommen könnten? Hoffen wir nur, dass sie sich unterdessen von unserem Weltbild nicht allzu sehr imponieren und dann ihrerseits von der Augenkrankheit, an der wir in dieser Hinsicht leiden, anstecken lassen!“¹⁹

Was für ein herrlich polemisches und doch auch prophetisches Wort aus der Zeit um 1960, als es noch gar nicht abzusehen war, dass es einst auf dem europäischen Kontinent Gemeinden mit afrikanischer oder asiatischer Prägung geben könnte! Um klarer sehen zu können – das Evangelium, die Welt und uns selbst mit unseren Stärken und Schwächen – brauchen wir also, so verstehe ich Karl Barth, einander. Und nur zusammen kann es gelingen, neue Räume des Gemeinsam-Kirche-Seins vor Ort zu erkunden. Bei der anstehenden Aufgabe einer transkulturellen Neukonturierung von Kirche angesichts einer sich wandelnden Bevölkerungsstruktur gilt es – und es ist mir wichtig, dies zu betonen – *behutsam und umsichtig* vorzugehen. Wir haben

ernstzunehmen, dass sich die Mehrzahl der alteingesessenen Kirchenmitglieder in unseren Gemeinden grundsätzlich verwurzelt fühlt. In der – vom Evangelium her sich nahe legenden, wenn nicht gar geforderten – Öffnung für die Integration von Flüchtlingen stehen wir gemeinsam vor einer Herausforderung. Dabei ist sorgsam darauf zu achten, dass die Hauptverantwortlichen die Gemeindeglieder nicht überfordern. Es ist vielmehr zusammen mit der Gemeinde auszutariieren, was für sie möglich ist – in der Spannung von zu bewältigender Not, von Kirche als bisheriger *comfort zone* der relative Wenigen und dem Zuspruch und Anspruch des Evangeliums. Die geschichtlich bedingte Herausbildung monoethnischer Kirchen – wie die evangelische Kirche in Deutschland – wird *dann* problematisch, wenn dies zum *ausgrenzenden* Faktor wird in einer sich wandelnden pluralen, konfessionell und religiös sich fragmentierenden Gesellschaft, und zwar angesichts der Deutung – und bleibenden Bedeutung – von Evangelium in frühchristlicher Zeit.

In der Begegnung mit Menschen *muslimischen* Glaubens ist bei aller – auch grundsätzlich theologischen – Differenz neu auf das zu achten und gegebenenfalls zu entdecken, was uns religiös miteinander verbindet, und dies wäre gesellschaftsgestaltend fruchtbar zu machen.²⁰ Juden, Christen und Muslime sind m.E. neu zu begreifen als *Glaubensverwandte* innerhalb der einen monotheistischen Religionsfamilie. Sie sind Repräsentanten eines breiten religiösen Traditionsstroms, in dem sie je eigene Akzentuierungen setzen. Dabei wissen sie sich alle

– auf durchaus unterschiedliche Weise – auf Abraham und *denselben* Gott bezogen, der sich ihnen auf je besonders und grundsätzlich offenbarte. Diese Glaubensverwandtschaft soll durch das folgende Schaubild dargestellt werden:

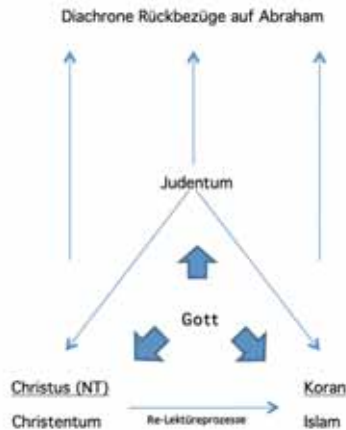


Schaubild: Wechselseitige Beziehungen absoluter und relativer Gottesoffenbarungen innerhalb einer religiösen Traditionsgeschichte

Eingedenk dieses Beziehungsgeflechts gilt es, dass die Beteiligten am interreligiösen Dialog aus der Perspektive der je vorausgesetzten *letztgültigen* Offenbarung die Offenbarungszeugnisse der je anderen als *relativ gültige* zu würdigen lernen.²¹ In Bezug auf die Gestaltung des Verhältnisses zu muslimischen Glaubensgemeinschaften in unserer Mitte besteht das christliche Zeugnis m.E. darin, auf Gemeindeebene Verwebungsmöglichkeiten zu kreieren. Eine Konversion zwischen Judentum, Christentum und Islam halte ich theologisch und soteriolo-

gisch *nicht* für geboten. Sie kann aber lebensgeschichtlich als notwendig erscheinen und ist somit zu ermöglichen. Tatsächlich trifft die Einsicht in die benannte Glaubensverwandtschaft auch über religiöse Trennungsmarkierungen hinweg aktuell auf die Situation des Taufbegehrens von muslimischen Flüchtlingen. Das mag insbesondere Pfarrer und Pfarrerinnen, die im wichtigen christlich-muslimischen Dialog involviert sind, vor einige Herausforderung stellen:

Die Menschen, die zu uns kommen, unterwandern das Bild, das

wir uns von ihnen gemacht haben – Muslime die Christen werden wollen! Ich meine, dem Taufbegehren ist grundsätzlich stattzugeben. Selbstverständlich hat dem eine Unterweisung und Sprachbefähigung im christlichen Glauben voranzugehen, und es ist den potenziellen Konvertiten auch transparent zu machen, dass in der hiesigen Gesellschaft auch die Wahl für die Nicht-Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft grundgesetzlich abgesichert ist und gesellschaftlich respektiert wird. Menschen muslimischen Hintergrunds mit Konversionsabsicht darf aber nicht abgesprochen werden, dass sie ihre Entscheidung selbstverantwortlich mit guten Gründen getroffen haben! Kein überzeugter Muslim dürfte seine religiöse Bindung leichtfertig aufs Spiel setzen, auch nicht um den Preis eines vermeintlich leichteren Zugangs zu einer Aufenthaltsgenehmigung. Insofern sind die Taufbegehren ernstlich zu hören. Schändlich wäre allenfalls eine

Unsere Kirchengemeinden sollen die sich wandelnde Bevölkerungsstruktur abbilden und gesellschaftlich integrierend wirken.

gesellschaftlich integrierend wirken. Kirchengemeinden sind – aufgrund des Evangeliums – bevorzugte Orte des Zusammen-Wachsens der Verschiedenen: Orte des Verwebens des Eigenen mit dem Fremden, des Einwebens, auf dass neue Gewebe entstehen, die an der Zeit sind.

Missionierung unter muslimischen Flüchtlingen unter Ausnutzung ihrer Notlage.

Wir stehen m.E. vor der reizvollen und durchaus anspruchsvollen Aufgabe der Gestaltung transkultureller Glaubensgemeinden in multikulturellen und multireligiösen Stadtteilen. Unsere Kirchengemeinden sollen die sich wandelnde Bevölkerungsstruktur abbilden und gesell-

gesellschaftlich integrierend wirken. Kirchengemeinden sind – aufgrund des Evangeliums – bevorzugte Orte des Zusammen-Wachsens der Verschiedenen: Orte des Verwebens des Eigenen mit dem Fremden, des Einwebens, auf dass neue Gewebe entstehen, die an der Zeit sind.

Transformation von Kirche angesichts einer sich kulturell und religiös fragmentierenden Bevölkerung

Thesen

- Eine Orientierung am Zuspruch und Anspruch des Evangeliums legt sich in diesem Zusammenhang in besonderer Weise nahe.
- Die Bedeutung von Evangelium ist – das ist von den neutestamentlichen Zeugnissen her neu zu hören – zu würdigen vor allem als Frohbotschaft von der in Christus ergehenden heilsamen Zuwendung Gottes zu allen Menschen, insbesondere zu den Benachteiligten und Herabgewürdigten.

- Das Ideal einer christlichen Gemeinde in Entsprechung zum Evangelium besteht in einer solidarischen Lebens- und Glaubensgemeinschaft der Verschiedenen als Gleichwertige mit je eigenen Ressourcen. Darauf hat die sog. New Perspective on Paul hingewiesen (vgl. Gal 3,28; Röm 15,7-13; Apg 2; Eph 2,11-22).
- Im Evangelium gründet die bedingungslose Zuwendung von Kirche zu Menschen in der Migration.
- Eine Gestaltung von kirchlichem Leben und von Gesellschaft in Orientierung am Evangelium ist stets auszutariieren zwischen dem Anspruch des Evangeliums einerseits und den Möglichkeiten und Begrenzungen von konkreten Menschen in der Gemeinde andererseits.
- Die neutestamentlichen Schriften bezeugen eine diesbezügliche durchgängige Konfliktgeschichte bereits im Frühchristentum.
- Gemeindeglieder sind vom Evangelium her anzufordern, nicht aber zu überfordern.
- Die mitunter unterschiedlichen Bedürfnisse und die Ängste von Alteingesessenen und Neuhinzugekommenen sind ernstzunehmen genau so wie das je involvierte kulturelle Weltwissen und religiöse Selbstverständlichkeiten und Traditionen zu berücksichtigen sind.
- Es ist eine Haltung einzuüben sowohl der Würdigung von Partikularität – inklusive der je Eigenen – und Differenz als auch der Offenheit für Transformationsprozesse, die sich in der Begegnung mit Menschen anderer Sprache und Herkunft einstellen mögen.
- Die Kirchengemeinde vor Ort fungiert als soziales und religiöses Zuhause und ist mit lokalen Traditionen verwoben. In ihr sollen Menschen, die nach Deutschland migriert sind, eine neue Heimat finden können.
- Das Machtgefälle zwischen Alteingesessenen und Neuhinzugekommenen auch in kirchlichen Bezügen ist zu reflektieren.
- Durch Migranten wird „das Religiöse“ in vielfältiger Weise neu im öffentlichen Raum sichtbar und eingetragen in eine sich seit den 1960er Jahren zunehmend säkularisierende Gesellschaft und auch Kirche.
- Die Neuhinzugekommenen sind nicht zu reduzieren auf einen etwaigen Opferstatus. Sie sind ernstzunehmen als Subjekte mit Ressourcen, die sie kirchlich einbringen können sollen.
- Die starke Homogenität unter den Mitgliedern der evangelischen Kirche in Deutschland ist – wie anders wo auch – geschichtlich bedingt. Sie ist kein Wesensmerkmal von Kirche, sondern stellt eine vorübergehende Zufälligkeit dar.
- Die Globalisierung der hiesigen Bevölkerung bietet die Chance zur lokalen Ökumenisierung von Kirche.
- Eine Öffnung für die Heterogenität der gegenwärtigen Gesellschaft dürfte – umsichtig realisiert – zu einer Revitalisierung

von Kirche beitragen; nicht nur in sozialer, sondern auch in spiritueller Hinsicht.

- Neue Formen von Gemeindeleben und Gottesdienstgestaltung sind zu erkunden, und zwar auch in – kritischer – Aufnahme von Impulsen, die Menschen aus anderen Regionen der Welt mitgebracht haben.
- Das Evangelium ist an alles Volk auszurichten. Kirche dient allen. Aber alles Volk soll sich auch durch das Personal der Kirche repräsentiert sehen. Auch insofern sind Zugangsmöglichkeiten von Neuhinzugekommenen zu kirchlichen Diensten und auch Berufen inklusive dem Pfarramt durchlässiger als das gegenwärtig der Fall ist zu gestalten.
- Kirche als Sehnsuchtsort für Wahrhaftigkeit, Glaubwürdigkeit, Verlässlichkeit und Gemeinschaftlichkeit könnte so neu Profil gewinnen und attraktiv werden.

Literatur

- Hans-Günter Heimbrock und Christopher Scholtz (Hg.), Kirche: Interkulturalität und Konflikt (Berlin: EB-Verlag Dr. Brand, 2016).
- Klaus Hock, Einführung in die Interkulturelle Theologie (Einführung Theologie), Darmstadt 2011, 168 S.
- Werner Kahl, Rezension von Einführungen bzw. Lehrbüchern zur Interkulturellen Theologie (Klaus Hock, Einführung in die Interkulturelle Theologie; Volker Küster, Einführung in die Interkulturelle Theologie, Henning Wrogemann, Lehrbuch Interkulturelle Theologie, Bd.e 1-3), in: Interkulturelle Theologie. Zeitschrift für Missionswissenschaft 2-3 (2015), 301-319.
- Werner Kahl, Vom Verweben des Eigenen mit dem Fremden. Impulse zu einer transkulturellen Neuformierung des evangelischen Gemeindelebens (Studien zu Interkultureller Theologie an der Missionsakademie, Bd. 9), Hamburg 2016.
- Volker Küster, Einführung in die Interkulturelle Theologie, Göttingen 2011, 304 S.
- Daniel S. Schipani, Martin Brinkman und Hans Snoek (Hg.), New Perspectives on Intercultural Reading of the Bible (Mishawaka, Indiana: Duley Press, 2015).
- Henning Wrogemann, Interkulturelle Theologie und Hermeneutik. Grundfragen, aktuelle Beispiele, theoretische Perspektiven (Lehrbuch Interkulturelle Theologie/Missionswissenschaft Bd. 1), Gütersloh 2012, 409 S.
- Henning Wrogemann, Missionstheologien der Gegenwart. Globale Entwicklungen, kontextuelle Profile und ökumenische Herausforderungen (Lehrbuch Interkulturelle Theologie / Missionswissenschaft Bd. 2), Gütersloh 2013, 482 S.
- Henning Wrogemann, Theologie Interreligiöser Beziehungen. Religionstheologische Denkwege, kulturwissenschaftliche Anfragen und ein methodischer Neuanatz (Lehrbuch Interkulturelle Theologie/Missionswissenschaft Bd. 3), Gütersloh 2015, 475 S.
- Hans de Wit und Janet Dyk (Hg.), Bible and Transformation. The Promise of Intercultural Bible Reading (Atlanta: SBL Press, 2015).

■ Werner Kahl, Hamburg

- 1 Vgl. meine letzten beiden Buchveröffentlichungen: Studienkoran Bd. 1: Die frühmekkanischen Suren – chronologisch angeordnet, reim-schematisch dargestellt und textnahe übersetzt (Studien zu Interkultureller Theologie an der Missionsakademie, Bd. 7), Hamburg 2015 (22016); Vom Verweben des Eigenen mit dem Fremden. Impulse zu einer transkulturellen Neuformierung des evangelischen Gemeindelebens (Studien zu Interkultureller Theologie an der Missionsakademie, Bd. 9), Hamburg 2016.
- 2 Klaus Hock, Einführung in die Interkulturelle Theologie (Einführung Theologie), Darmstadt 2011; Volker Küster, Einführung in die Interkulturelle Theologie, Göttingen 2011; Henning Wrogemann, Interkulturelle Theologie und Hermeneutik. Grundfragen, aktuelle Beispiele, theoretische Perspektiven (Lehrbuch Interkulturelle Theologie/Missionswissenschaft Bd. 1), Gütersloh 2012; ders., Missionstheologien der Gegenwart. Globale Entwicklungen, kontextuelle Profile und ökumenische Herausforderungen (Lehrbuch Interkulturelle Theologie / Missionswissenschaft Bd. 2), Gütersloh 2013; Theologie Interreligiöser Beziehungen. Religionstheologische Denkwege, kulturwissenschaftliche Anfragen und ein methodischer Neuanatz (Lehrbuch Interkulturelle Theologie / Missionswissenschaft Bd. 3), Gütersloh 2012-2015.
- 3 Zur Einzeldarstellung vgl. meine ausführliche Sammelrezension in Interkulturelle Theologie. Zeitschrift für Missionswissenschaft 2-3/2015.

- 4 Vgl. meine Rezension in *Interkulturelle Theologie. Zeitschrift für Missionswissenschaft* 2-3/2016.
- 5 Mit dem Begriff des Transkulturellen nehme ich einen Impuls des Philosophen Wolfgang Welsch auf, der geschichts- und kulturwissenschaftlich begründet seit den 1990er Jahren den Begriff der Interkulturalität durch den der Transkulturalität ersetzt hat, vgl. W. Welsch, Was ist eigentlich Transkulturalität? http://www2.uni-jena.de/welsch/papers/W_Welsch_Was_ist_Transkulturalität.pdf.
- 6 Erste Ansätze zu einer interkulturellen Bibelhermeneutik sind in den letzten zehn Jahren im Umfeld des Intercultural Bible-Reading Projekts um den Amsterdamer Theologen Hans de Wit herum vorgelegt worden (vgl. *Through the Eye of Another. Intercultural Reading of the Bible*, ed. Hans de Wit, Louis Jonker e.a., 2004; FS für Hans de Wit, *New Perspectives on Intercultural Reading of the Bible*, 2015; *Bible and Transformation. The Promise of Intercultural Bible Reading*, ed. Hans de Wit und Janet Dyk, Seemeia Series, 2015). Und Hans de Wit hat einen ersten beachtenswerten Entwurf in dieser Richtung vorgelegt: *Empirical Hermeneutics, Interculturality, and Holy Scripture* (erschienen als erster Band in der *Intercultural Biblical Hermeneutics Series*, 2012). Hier geht es vor allem um die Reflexion der dialogischen In-Beziehung-Setzung von global diversen Bibeltexten, wie sie Hans de Wit auf den Weg gebracht hat.
- 7 In der neuen Version von 2016 der Lutherübersetzung haben sich diese Erkenntnisse allerdings noch nicht niederschlagen.
- 8 Die Arbeit wird 2017 in der Reihe *New Testament Studies in Contextual Exegesis* (Peter Lang Verlag, Frankfurt a.M.) erscheinen, und zwar unter dem Titel *Acceptance motif in Paul. Revisiting Romans 15:7-13*.
- 9 F. Vouga, *An die Galater* (HNT 10), Tübingen 1998, 91. Er übersetzt den Vers: „Da gilt weder Jude noch Heide ...“
- 10 Eine wortwörtliche Übersetzung des Verses wäre ziemlich unsinnig: „Es gibt weder (einen) Juden noch (einen) Griechen ...“ Auch die Wiedergabe von griech. eni (es gibt nicht) in der Lutherbibel muss interpretierend über den griech. Wortbestand hinausgehen, indem die Aussage durch den Zusatz der Ortangabe „hier“ spezifiziert wird. Eine wortwörtliche Übersetzung des Verses wäre nämlich völlig unsinnig: „Es gibt weder (einen) Juden noch (einen) Griechen ...“
- 11 Daniel Boyarin, *A Radical Jew. Paul and the Politics of Identity*, Berkeley und Los Angeles 1994.
- 12 Vgl. dazu die Beschneidung des jüdischen Begleiters Timotheus durch Paulus (Apg 16,1-3) und sein Insistieren darauf, dass sein nicht-jüdischer Begleiter Titus unbeschneit bleibt (Gal).
- 13 Vgl. dazu Werner Kahl, *Wunder und Mission in ethnologischer Perspektive*, in: *Zeitschrift für Neues Testament* 15 (2005), 35-43; ders., *Die Bezeugung und Bedeutung frühchristlicher Wunderheilungen in der Apostelgeschichte angesichts transkultureller Übergänge*, in: A. Weissenrieder und G. Etzelmüller (Hg.), *Religion und Krankheit*, Darmstadt 2010, 249-264; ders., *Migrants as Instruments of Evangelization – in Early Christianity and in Contemporary Christianity*, in: Ch.H. Im u. A. Yong (Hg.), *Global Diasporas and Mission* (Regnum Edinburgh Centenary Series), Oxford 2014, 71-87.
- 14 Einheitsübersetzung.
- 15 Vgl. Michael Wolter, *Paulus. Ein Grundriss seiner Theologie*, Neukirchen-Vluyn 2012, 34: „Sie (die Gottesfürchtigen, W.K.) fanden hier nicht nur dasselbe, was ihnen am Judentum gefiel, sondern sie konnten sich der christlichen Gemeinde auch anschließen, ohne dabei die kulturelle Desintegration in Kauf nehmen zu müssen, die mit dem Übertritt zum Judentum (Beschneidung) und der Praktizierung des jüdischen Alltagsethos (Speisegebote und andere Reinheitsvorschriften) zwangsläufig einhergegangen wäre. Dass ein solcher Vorgang sich nur in einer hellenistischen Großstadt mit einer nichtjüdischen Mehrheitskultur abspielen konnte und nicht in Jerusalem oder in einem jüdischen Dorf, liegt auf der Hand.“
- 16 Einheitsübersetzung.
- 17 Eine Ausnahme ist Jacob Jervell, *Die Apostelgeschichte* (KEK 3), Göttingen 1998: „Simon Niger, ‚der Schwarze‘, und Luzius von Kyrene sind also wahrscheinlich Afrikaner.“
- 18 Mensa Otobil, *Beyond the rivers of Ethiopia. A biblical revelation on God's purpose for the Black Race*, Accra 1992, 63. Daraus folgert Otobil an eben dieser Stelle, „that it is alright for black people to send missionaries into the field“.
- 19 Karl Barth, *Das christliche Leben. Die Kirchliche Dogmatik IV,4, Fragmente aus dem Nachlass, Vorlesungen 1959-1961* (Gesamtausgabe II,7), hrsg. von Hans-Anton Dreves und Eberhard Jüngel, Zürich 1976, 373.
- 20 Vgl. dazu wegweisend das *Gemeinsame Wort der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen und Islamischen Religionsgemeinschaften und Initiativen in Baden-Württemberg zum Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit*.
- 21 Vgl. dazu W. Kahl, *Studienkoran. Band 1: Die frühmekkanischen Suren – chronologisch angeordnet, reimschematisch dargestellt und textnahe übersetzt* (Studien zur Interkulturellen Theologie an der Missionsakademie 7), Hamburg 20016.

Grußwort des Landesbischofs Dr. Jochen Cornelius-Bundschuh



Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, sehr geehrter Herr Vorsitzender, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Brüder und Schwestern, meine Damen und Herren!

1

Einige von Ihnen haben heute Morgen schon die Losungen gelesen oder gehört: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn allein du, Gott, hilfst mir, dass ich sicher wohne.“ Und „Christus ist unser Friede.“ Und dazu im Pfarramtskalender die Information: Im Jahr 1648 wurde am 24. Oktober der Westfälische Friede geschlossen, nachdem der Dreißigjährige Krieg weite Teile Europas verheert und Wüstungen hinterlassen hatte. Außenminister Steinmeier hat vor kurzem die gegenwärtige weltpolitische Lage im Nahen und Mittleren Osten in diesen Kontext gestellt. Fast dreihundert Jahre nach dem Westfälischen Frieden, am 24. Oktober 1945, tritt die

Das Pfarramt ist reich und macht reich.

Charta der Vereinten Nationen in Kraft. So weit ist der Horizont im Pfarrdienst gespannt: von der persönlichen Gotteserfahrung: „Ich liege oder schlafe“ bis zum Weltfrieden, vom Streit und Krieg der Konfessionen, Religionen und Ideologien bis zur Konzentration auf Jesus Christus: geboren, gekreuzigt, gestorben, begraben, und doch nicht gefangen im Reich des Todes, sondern auferstanden von den Toten.

Den Menschen vor Ort nah sein und die Weite der Ökumene im Blick haben; die eigene Frömmigkeit gestalten und Verantwortung für Frieden und Gerechtigkeit in der Welt übernehmen; andere Menschen zum Glauben ermutigen, ihnen ins Beten und Feiern helfen und im Gespräch sein mit anderen Konfessionen, Religionen und Weltanschauungen: das Pfarramt ist reich und macht reich, weil es aus der Fülle und dem Glanz lebt, die Gott uns schenkt.

2

Die evangelischen Kirchen in Deutschland ringen in diesen Jahren darum, wie diese theologisch und geistlich beschriebene Wirklichkeit des Pfarramtes im pastoralen Alltag Gestalt gewinnt, der sich stark verändert hat.

Als Pfarrerrinnen und Pfarrer kennen die anstehenden Themen am besten: Die Arbeitsbelastung ist gestiegen. Der Anteil der Verwaltungstätigkeiten hat sich vergrößert. Die öffentliche Wahrnehmung des Pfarramtes schwankt

wie die der Kirche zwischen deutlicher, laizistisch begründeter Skepsis auf der einen Seite und ganz hohen Erwartungen im Blick auf gesellschaftliche Integration, Wertevermittlung und intensiver persönlicher Begleitung auf der anderen Seite. Im zentralen Handlungsfeld der Kasualien wachsen die Anforderungen: die Trauung soll medial vermittelte Standards erfüllen; andere Akteure, z.B. gute Beerdigungsunternehmen, übernehmen wie selbstverständlich Funktionen z.B. in der Trauerbegleitung, die bisher zu den Aufgaben des Pfarramtes gehörten und organisieren sie marktförmig, verdienen damit Geld. Ehrenamtliche erwarten klare Zuordnungen und mehr Begleitung. Die Anforderungen im Regeldeputat erleben viele als Belastung, weil das System Schule steigende Anforderungen an individualisierten und in Konferenzen kollegial abgestimmten Unterricht stellt.

Diese Liste der Veränderungen, Herausforderungen, Belastungen lässt sich verlängern, wie ein Blick in die badischen Pfarrvereinsblätter zeigt, die sich zu einem Forum entwickeln, das diese Fragen dokumentiert und die unterschiedlichen Perspektiven ins Gespräch bringt. Vielen Dank dafür! Zudem spielt nach meinem Eindruck bei vielen Diskussionen um die gegenwärtige Lage des Pfarrberufs und um ein zukünftiges Pfarrbild auch die Erinnerung an die Jahre eine Rolle, in der junge Kolleginnen und Kollegen nicht übernommen wurden und viele auch derjenigen, die übernommen wurden, das Signal vermissten: „Die badische Kirche freut sich auf euch!“

3

Was können wir in den nächsten Jahren tun, damit vor Ort für die Kolleginnen und Kollegen wieder deutlicher wird: „Das Pfarramt ist ein freies und reiches Amt mit einer großen Verantwortung und einem weiten Horizont.“ Damit Pfarrerinnen und Pfarrer, damit Sie wieder gerne, gut und wohlbehalten Pfarrerin bzw. Pfarrer sein können?

Die Antwort auf diese Frage können wir und Sie als Pfarrerinnen und Pfarrer, in den Bezirken und Konventen, in der Kirchenleitung nur gemeinsam geben. Es gibt an dieser Stelle keine Top-Down Lösungen. Denn es ist gerade ein wesentliches Charakteristikum dieses Berufs, der zuerst und im Kern ein theologischer und ein geistlicher Beruf ist, der von denen, die ihn innehaben verlangt, dass sie sich selbst steuern und ihren Dienst im Rahmen der synodal und presbyterial abgestimmten Strukturen und Vorgaben selbstbewusst, mutig und frei gestalten.

Bei meinem Besuchen in Konventen nehme ich wahr, dass Kolleginnen und Kollegen unterschiedliche Erfahrungen machen: die Berufszufriedenheit insgesamt ist nicht schlecht. Wo es gelingt, „wieder mehr Pfarrerin oder Pfarrer zu sein“, wie das eine Kollegin mal formuliert hat, da wächst auch die Freude am Pfarramt.

Es sind nach meinem Eindruck vier Punkte, die wichtig sind, damit es gelingt, wieder mehr Pfarrer zu sein:

Wie gelingt es wieder mehr Pfarrer zu sein?

1. Für die eigene Frömmigkeit zu sorgen.
2. Privatleben und Dienst zusammen zu halten und zugleich gut zu unterscheiden.
3. Das Lassen zu üben, Posterioritäten zu setzen und gut kommunizieren zu können (das Tun und die Prioritäten fallen uns offensichtlich viel leichter).
4. Sich kollegial gut zu verankern.

4

Die Leitungsorgane der Landeskirche haben eine besondere Verantwortung für die Rahmenbedingungen des Pfarrdienstes einerseits und andererseits dafür, einen Prozess darüber in Gang zu setzen, wie wir zu einer Neuorientierung im pastoralen Feld kommen, an dem alle Akteure und Ebenen beteiligt sind. Manches hat der Oberkirchenrat in den letzten Jahren schon auf den Weg gebracht: für mich zählt die Dienstgruppenverordnung dazu, neue Angebote in der Salutogenese, Klärungen im Blick auf die Personalentwicklung. Grundlegend ist aber, dass sich unsere Perspektive und Haltung im Blick auf den Umgang mit Mitarbeitenden verändert: Was müssen wir tun, damit Sie persönlich, geistlich und fachlich zufrieden Pfarrerinnen und Pfarrer sein können? Das ist die entscheidende Frage, auf die die Verantwortlichen auf den unterschiedlichen Leitungsebenen und in den verschiedenen Organen antworten müssen. Für die konkrete Weiterarbeit in unserer Landeskirche erhoffe ich mir wichtige Impulse von dem Pfarrbildprozess, der federführend von Referat 2 verantwortet wird. Herr Strack, den wir letzten Sonntag in Bad Herrenalb im Gottesdienst verabschiedet haben und dem ich auch an

Pfarrer treten öffentlich für den evangelischen Glauben ein.

dieser Stelle noch einmal herzlich danke, hat diesen Prozess angestoßen, Frau Dr. Weber, die wir im gleichen Gottesdienst eingeführt haben, wird ihn nun konzentriert und zügig weiter führen. Wir werden offen miteinander diskutieren, auch mit der Pfarrvertretung und dem Pfarrverein: Brauchen wir eine Musterdienstordnung, die mehr Klarheit schafft über Arbeitszeiten und Zuständigkeiten, über Erreichbarkeit, auch über Regelungen im Blick auf Vakanzen? Wir werden über das Verhältnis von Ehrenamt und beruflicher Tätigkeit in der Kirche nachdenken müssen und über die Bedeutung des Pfarramtes im Gegenüber zu den anderen Berufsgruppen in unserer Kirche und über ihre Vernetzung. Angesichts der im EKD-Vergleich der Gemeindegliederzahlen und des Regeldeputats in der Schule besonderen Arbeitsbelastung der badi-schen Pfarrerinnen und Pfarrer wird es auch auf der Ebene der Leitungsorgane vor allem um die Frage gehen, wie eine Entlastung stattfinden kann, die es Ihnen erlaubt – ich wiederhole das Zitat noch einmal – wieder mehr Pfarrerin, Pfarrer zu sein. Dazu

gehört die Frage, wie Leitung und Verwaltung im pastoralen Dienst klarer zu unterscheiden sind, ob und wie Verwaltungsassistenten organisiert werden kann, ob die EKV's bzw. VSAs hier eine Rolle spielen können ... Mir ist ein Punkt in dem ganzen Prozess der Verständigung sehr wichtig: Ich hoffe, dass das Pfarramt bei aller Spezialisierung an den verschiedenen kirchlichen Orten in jeder Ausprägung als Pfarramt erkennbar bleibt. Ob in der Klinik, in der Gemeinde oder der Schule: Menschen sollen wissen, dass ihnen in jeder Pfarrerin

und jedem Pfarrer verlässlich eine Person begegnet, die öffentlich für den evangelischen Glauben einsteht. Es ist von großer Bedeutung für die Zukunft des pastoralen Berufs, dass wir die Durchlässigkeit und die wechselseitige Verbindung zwischen den verschiedenen Tätigkeitsfeldern gestalten und pflegen und Räume für eine ausgeprägte Kollegialität öffnen. Lassen Sie mich mit Dank schließen. An die Pfarrvertretung und den Pfarrverein, die sich für diesen besonderen Beruf stark machen und wesentlich dazu beitragen, dass seine geistlich begründete Freiheit auch wirklich im alltäglichen Dienst Gestalt gewinnt. Ich danke für die Organisation dieser Tage mit ihren vielen Möglichkeiten zu Begegnungen, die ja auch ein bisschen die Wertschätzung für Ihre Arbeit zum Ausdruck bringen und insbesondere den Dank an die Jubilarinnen und Jubilar für ihren Dienst für unsere Landeskirche. Ich danke Ihnen allen, liebe Kolleginnen und Kollegen, für Ihren großen persönlichem Einsatz, Ihren Schwung, Ihre Sorgfalt, Ihre geistliche Präsenz, die in unsere Gemeinden und in unsere Welt ausstrahlen. In diesen Tagen werden häufig die ersten Sätze aus Luthers Schrift über die Freiheit eines Christenmenschen zitiert. Mir ist auch der Schluss wichtig, der von der Kraft des Heiligen Geistes spricht, die von Christus in uns und unsere Welt fließt, die uns manchmal mitreißt, manchmal vorwärts schiebt, aber eben von uns aus weiter fließen will zu den Menschen um uns herum, in unsere Welt. Das ist unser Amt, dass wir öffentlich und verlässlich an dieser Bewegung des Wortes teilhaben, das eben nicht leer zurückkommt, sondern das versöhnt, tröstet, ermutigt und befreit.

■ Jochen Cornelius-Bundschuh, Karlsruhe

Grußwort des Präsidenten der Landessynode Axel Wermke



Meine sehr geehrten Damen und Herren Pfarrerinnen und Pfarrer, gleich in welcher Funktion, sehr geehrter Herr Landesbischof, sehr geehrter Herr Constantin als Vertreter des Oberbürgermeisters der Stadt Pforzheim, sehr geehrte Damen und Herren des Vorstandes des Evang. Pfarrvereins in Baden, werte Gäste!

Zum ersten Male stehe ich vor Ihnen mit einem Grußwort der Landessynode, freue mich über die Einladung und dass ich am Pfarrertag teilnehmen darf. Ich bin so frei, – so das badische Motto für das Reformationsjubiläumsjahr –, ich bin so frei und möchte ein paar Herausforderungen aufgreifen, die in Ihrem Amt eine wichtige Rolle spielen, aber auch uns alle betreffen.

Schaue ich mich um in den säkularen Medien gleich welcher Art, und lasse ich einmal die Probleme der Welt außer Acht, wie wohl diese sich auch bei uns deutlich niederschlagen, so begegnen mir immer wieder Themen wie

- Altersarmut in unserem Land und unserer Wohlstandsgesellschaft
- Asylanten und Flüchtlinge
- Überforderung im Beruf und entsprechende Burn-out-Erscheinungen
- Radikalisierung im politischen wie gesellschaftlichen Leben
- Ängste in vielen Bereichen des Lebens
- Zurückziehen aus der Verantwortung gepaart mit Politikverdrossenheit
- Verantwortung für Kinder und Jugendliche in einer sich ständig verändernden Welt
- Inklusion und Integration

Das darf ich ergänzen um die derzeit in unserer Landeskirche, besser gesagt in allen unseren Kirchen, relevanten Themen:

- Sorge um den Theologennachwuchs
- Überlastungen von Pfarrerinnen und Pfarrern
- Hohe Erwartung in den Kirchengemeinden an die Pfarrperson
- Reformationsjubiläum
- Umgang mit gleichgeschlechtlich Verpartnerten im Blick auf öffentliche Segnung und Trauung

Ich bin so frei, dies hier offen anzuspre-

Die Landessynode hat Herausforderungen im Blick.

chen, auch wenn weder die Zeit bleibt, sich den einzelnen Aspekten dieser Zeitansage ausführlich zu widmen, noch schnelle Lösungen sich aufdrängen. Aber ich darf Ihnen

versichern, dass auch die Landessynode dies alles im Blick hat und in großer Verantwortung für unsre Kirche sich diesen Herausforderungen stellt und mit Ihnen zusammen nach Verbesserungen, Lösungen und neuen Wegen sucht, wobei natürlich die allgemein relevanten Themen im kirchlichen Dialog eine ebenfalls wichtige Rolle spielen und entsprechenden Einfluss haben.

Überall steht das bevorstehende Reformationsjubiläum im Vordergrund. Die Bezirkssynode Bretten-Bruchsal tagt im November unter dem Thema Reformation, wohin führt unser Weg? – und lässt Menschen von außen auf unsre Kirche schauen. Das alles zielt darauf, sich der Zeit und ihren

Sorge um die Zukunft der Kirche bewegt Synodale.

Problemen zu stellen, auch und gerade über 2017 hinaus. Vielerorts wird die Frage gestellt:

Großereignis 31-10- 2017 und was dann. Uns in den Kirchen und der kirchlichen Arbeit werden die Themen nicht ausgehen, doch werden wir zeitlich nicht mehr so gebunden, sondern freier sein, die genannten großen Aufgaben anzugehen, dies vielleicht auch in einem neuen Licht. Die Landessynodentagung jetzt im Oktober griff das Thema Reformation ebenfalls auf, in einer Andacht des Prälaten etwa, der 7 Irrtümer der Reformation aufzeigte und Ratschläge für den Umgang mit Ihnen gab. Die neue Lutherbibel wur-

de vorgestellt, und bei allen Beratungen und Entscheidungen war zu spüren, wie sehr die Sorge um die Zukunft der Kirche die Synodalen bewegte. Bei der Beratung etlicher Projektanträge standen die vorher beschriebenen Problemstellungen im Mittelpunkt. Da geht es u.a. um neue Möglichkeiten, junge Menschen für ein Theologiestudium und kirchliche Berufe zu interessieren, möglichst gar zu begeistern. Hier werden Praktikumsstellen neu eingerichtet zum Kennenlernen der Arbeit in den Gemeinden, ein Masterstudiengang Theologie wird bereits angeboten, der nicht mehr alle drei alten Sprachen einfordert. Die Kommunikation in den sozialen Netzwerken wird im Blick auf diese Werbung aufgenommen, Ansprechpartnerinnen und -partner müssen den jungen Menschen zur Verfügung stehen.

Studierende der Hochschule Freiburg und der theologischen Fakultät Heidelberg nahmen in ihrem Dankeswort am Ende der Tagung dies auf und forderten uns heraus mit der Feststellung: Die beste Werbung für den Pfarrberuf ist es, Spaß und Freude an der kirchlichen Arbeit zu zeigen und frohen Mutes vorauszuschauen.

Und auch einer Ihrer Kollegen hat es in einem Diskussionsbeitrag deutlich gemacht: der Pfarrberuf ist einer der schönsten, den man sich vorstellen kann, trotz aller Belastungen und Verantwortung. Doch die Beanspruchungen von Pfarrerrinnen und Pfarrern, Diakoninnen und Diakonen werden ernst genommen, das war auch bei einem

Dienstbesuch im Personalreferat deutlich zu spüren. Manche Gedanken drängen sich hier auf:

Könnte es Entlastungen geben?

- durch ein verbessertes Zeitmanagement
- durch Kooperation in Regionen etwa im Konfirmandenunterricht und der Jugendarbeit
- durch Teamarbeit vor Ort, Verlagerung von Aufgaben auf die Verwaltungsämter
- durch eine Spezialisierung der Pfarrpersonen entsprechend ihrer besonderen Gaben.

Etliche weitere Möglichkeiten wurden ins Spiel gebracht. Herr Matthaei hat gestern Abend die Überlegungen in Referat 2 zu dieser Thematik deutlich anerkannt.

Vieles dazu hat unser Herr Landesbischof in seinem Wort zum Pfarrertag gerade angesprochen. Ich denke, der All-round-Pfarrer, der für alles zuständig ist, entspricht nicht mehr dem heutigen Bild. Es ist vielmehr die verlässliche und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit anderen haupt- und nebenamtlich Tätigen und den Ehrenamtlichen gefragt. Das Kerngeschäft aber, das am gestrigen Abend angesprochen wurde, aber bleibt. Es ist zudem nötig, in der Öffentlichkeit präsenter zu werden mit all dem kirchlichen Handeln und dessen Einfluss auf unser Zusammensein in Kommune und Staat, denken wir an unsre Kindergärten, an die vielen Menschen, die sich in der Hospiz-, Flüchtlings- und Besuchsarbeit einbringen, denken wir daran, wie eng verbunden die Arbeit mit Menschen mit Behinderungen mit kirchlichem Handeln ist.

Schaffen wir das? – das wird immer die Frage sein – und: wir schaffen das! – das ist meine Antwort, aber dazu müssen wir alle, haupt- und ehrenamtlich Tätige, unsere so unterschiedlichen, vielerlei Gaben einbringen, müssen Arbeit und Verantwortung auf viele Schultern verteilen, müssen geduldig und zäh sein.

In einer der Andachten bei unserer Herbsttagung wurde deutlich ausgesprochen, wie wichtig es ist, offen zu beken-
nen gerade auch in einer Zeit, in der An-
sehen und Einfluss der Kirchen und ihrer Amtsträger sich verringert. Es gilt nicht, sich zurück zu ziehen, sondern den offenen Dialog zu suchen.

Der All-Round-Pfarrer entspricht nicht mehr dem heutigen Bild.

Was Philipp Spitta in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts im Gesangbuchlied 136 dichtete, das trifft die Situation damals wie heute: Es gilt ein frei Geständnis in dieser unsrer Zeit, ein offenes Bekenntnis bei allem Widerstreit, trotz aller Feinde Töben, trotz allem Heidentum zu preisen und zu loben das Evangelium.

Dazu möchte ich Ihnen, dazu möchte ich uns allen Mut machen. Schauen wir mit Zuversicht und Gottvertrauen nach vorn, dazu wird unser Herr seinen Segen geben. Vielen Dank.

■ Axel Wermke, Ubstadt

Grußwort der Pfarrvertretung

Lieber Matthias Schärr, werte Versammlung, herzlichen Dank für die Möglichkeit, an dieser Stelle ein Grußwort aus der Pfarrvertretung zu sprechen. Ich will die Chance nutzen, kurz von der Landessynode zu berichten, wo ich am Mittwoch im Hauptausschuss als Gast eingeladen war. Gute Nachricht: In der Synode wird im Moment mit großer Ernsthaftigkeit überlegt, wie der Pfarrberuf attraktiver gemacht werden kann und wo übergroße Belastungen reduziert werden können. Und noch dazu: Ein breiter Diskussionsprozess in allen Kirchenbezirken in den nächsten beiden Jahren soll erheben, mit welchem Pfarrbild wir für die Herausforderungen der Zukunft so gerüstet sind, dass wir diesen schönen Beruf gut, gerne und wohlbehalten ausüben können.

Am Diskussionsprozess mitwirken, der erheben soll, mit welchem Pfarrbild wir für die Herausforderungen der Zukunft so gerüstet sind.

Was diesen Prozess angeht, wurden Vorbehalte an mich herangetragen: „Da werden doch nur Probleme vertagt, um kurzfristig Dampf aus dem Kessel zu nehmen!“ Ich glaube das nicht; ich habe den Eindruck, dass tatsächlich die vorhandenen Probleme wahrgenommen werden und nun einer Lösung zugeführt werden sollen. Von daher bitte ich Sie, an diesem Prozess engagiert mitzuwirken. Pfarrverein und Pfarrvertretung sollten in diesem Prozess eine prominente Rolle spielen. Vielen Dank!

■ Volker Matthaesi, Stutensee

Andacht von Dekanin Christiane Quincke



„**D**a ist Freiheit!“
(Baden-Württembergisches
Motto des Reformationjubiläums)

1. „Da ist Freiheit!“

Da ist Freiheit! –

ein schon fast trotziger Ausruf. Da und da und da. Siehst du sie nicht? Da, wo Menschen öffentlich sagen dürfen, was sie denken, da ist Freiheit. Da, wo Menschen glauben dürfen, was sie wollen, da ist Freiheit. Da, wo Menschen anziehen dürfen, was sie möchten, da ist Freiheit. Da, wo sie lernen dürfen und lesen, egal ob Mädchen oder Junge. Da, wo sie einen Beruf wählen können, der ihren Begabungen entspricht. Da, wo sie lieben dürfen, wen sie wollen, ob Mann oder Frau. **Da ist Freiheit.**

2. **Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit (2.Kor 3,17b) –**

so der Monatspruch für Oktober. Dass diese Freiheit nichts mit Ungebundenheit zu tun hat, mit Laissez-faire sozusagen, das ist für Paulus klar, der diese Worte an die Gemeinde in Korinth richtet. **Freiheit** heißt für Paulus: Wir erkennen Gott mit seiner ganzen Liebe in Jesus Christus. Indem wir uns zu Christus zugehörig wissen, lassen wir uns von seinem Geist leiten und von sonst nichts. Und nichts anderes muss uns dann noch binden, knechten, knebeln. Freiheit und Zugehörigkeit gehören zusammen. Freiheit und Bindung. Spannend dazu die gestrige Rede der Friedenspreisträgerin Carolin Emcke. Sie denkt über den Begriff Zugehörigkeit nach und wie Zugehörigkeit funktioniert. So spricht sie von ihrer Homosexualität und von der Erfahrung, darum gerade nicht immer dazu zugehören, also ausgegrenzt zu werden. Dabei gehört es doch gerade zum Wesen einer freiheitlichen Gesellschaft, dass Menschen wegen ihrer Verschiedenheit gerade nicht ausgegrenzt werden. Sondern dazugehören. Weil Freiheit nur so funktioniert. Und so beschreibt sie Freiheit als die „Freiheit, etwas anders zu glauben, etwas anders auszusehen, etwas anders zu lieben, die Trauer, aus einer bedrohten oder versehrten Gegend oder Gemeinschaft zu stammen, den Schmerz der bitteren Gewalterfahrung eines bestimmten Wirs – und die Sehnsucht, schreibend eben all diese Zugehörigkeiten zu überschreiten, die Codes

und Kreise in Frage zu stellen und zu öffnen, die Perspektiven zu vervielfältigen und immer wieder ein universales Wir zu verteidigen.“

3. Da ist Freiheit!

Indem ich Menschen eine Zugehörigkeit verweigere, spreche ich ihnen auch ihre Freiheit ab, so sein zu dürfen, wie sie sind. Und ich spreche ihnen ab, mit ihrem So-sein die Welt gestalten zu können. Wo Menschen wegen ihrer Sexualität ausgegrenzt werden, da ist Unfreiheit. Wo Andersgläubige unter dem Generalverdacht stehen, extremistisch zu sein, da ist Unfreiheit. Wo Frauen der Zugang zu Ämtern verwehrt wird, wie seit diesem Sommer wieder in Lettland, da ist Unfreiheit. Und wo Unfreiheit ist, da ist nicht der Geist Gottes! Gerade dagegen hat sich die Reformation gewandt: dass Menschen der Zugang verweigert wird. Dass es vermeintliche Autoritäten gibt, die bestimmen, wer zu Gott gehört und wer nicht. Und diese Autoritäten oder auch Herrschaften waren und sind immer sehr findig, wenn es darum geht, andere in zugehörig und nicht zugehörig einzuteilen. Ob es der Ablass ist oder die Steuer, ob die Religionszugehörigkeit oder die Hautfarbe, ob das Geschlecht oder die Anpasstheit oder die Kleidung. Und leider sind auch die reformatorischen Kirchen immer wieder in dieses allzu menschliche Einteilungsverhalten hineingerutscht.

Da ist Freiheit!

Ja, sie ist verletzlich, diese Freiheit. Verletzlich und gefährdet. Mehr denn je, wo der Ungeist der Ausgrenzung wieder um sich greift.

4. Dieser Ungeist widerspricht fundamental dem protestantischen Bekenntnis zur Gnade Gottes:

Kein Mensch kann mich aus der Gemeinschaft mit Gott ausschließen. Gott selbst richtet seinen Bund auf. Gott selbst geht die Verbindung mit mir ein. Gott selbst nimmt mich als sein Kind an. Und diese Gotteskindschaft kann mir keiner absprechen: kein Papst, kein Fürst, kein Staat, kein Wutbürger, keine Behörde, keine Schule, keine Armee, keine Partei. Ich gehöre zu Gott - und darum bin ich frei, die zu sein, die ich als Gotteskind bin.

Da ist Freiheit!

„Freiheit ist nichts, das man besitzt, sondern etwas, das man tut“, sagt Carolin Emcke in ihrer Friedenspreisrede. Freiheit ist „etwas, das wir lernen müssen. Immer wieder. Im Zuhören aufeinander. Im Nachdenken über einander. Im gemeinsamen Sprechen und Handeln. Im wechselseitigen Respekt vor der Vielfalt der Zugehörigkeiten und individuellen Einzigartigkeiten. Und nicht zuletzt im gegenseitigen Zugestehen von Schwächen und im Verzeihen.“

Da ist Freiheit! Da, wo der Geist Gottes ist. Der Geist der Gotteskindschaft. Der Geist der Vergebung. Der Geist der Gottesfamilie, zu der wir alle gehören und von der wir niemanden ausschließen. Da, wo dieser Geist Gottes Raum greift, wo er nicht behindert wird, da ist Freiheit. Da und hier, dort und auch dahinten. Da ist Freiheit! Passen wir auf sie auf. Amen.

■ Christiane Quincke, Pforzheim

Ehrung der Ordinationsjubilare und –jubilareinnen durch Prälat Dr. Traugott Schächtele



Liebe Kolleginnen und Kollegen!

In einer Woche beginnt das Gedenk- und Jubiläumsjahr 500 Jahre Reformation. Viel ist in den zurückliegenden Jahren der Einstimmung und Vorbereitung reflektiert und bedacht, in Frage gestellt und neu entdeckt worden. Und eine der zentralen Einsichten ist am Ende die, dass diese 500 Jahre von einem gewaltigen Wandel gekennzeichnet sind. Und dass es sich nicht selten als fahr-lässig und abwegig erwiesen hat, alle Anliegen der Gegenwart, Freiheit und Gerechtigkeit, Menschenwürde und Frieden in dieser einen Person Martin Luther ihren Anfang nehmen zu lassen. Martin Luther und die anderen Reformatoren erscheinen uns bleibend nah – und doch zugleich immer wieder auch unendlich fern und fremd. Über diese lange Spanne eines halben

Der Pfarrberuf ist ein lebendiges Labor.

Jahrtausends hat sich das evangelische Pfarramt als erstaunlich stabile Klammer erwiesen. In seiner Geschichte sind – so hat es den Anschein – all die Spannungen wie die bleibenden Gemeinsamkeiten dieser 500 Jahre abgebildet und zu einem konstruktiven Weg in die Zukunft gebündelt. Der Pfarrberuf, so könnte man meinen, ist so etwas wie das lebendige Labor kirchlicher Innovationslust – eine Petrischale, in der versuchsweise Neues zu leben beginnt – mitten unter der prägenden und stabilen Bedingungen des Gewachsenen und Vertrauten.

Ich zögere, in dieser These schon eine zutreffende Beschreibung des Pfarrberufs zu entdecken. Und ich zögere auch deshalb, weil sie alle, die sie heute hier an ihre Ordination erinnert werden, während ihrer ganzen Berufsbiographie Zeuginnen und Zeugen revolutionärer Veränderungen sind. Und was spätere Generationen einmal aus dem historischen Rückblick heraus als spannende und gewiss notwendige Veränderungsprozesse beschreiben werden, haben sie am eigenen Leib erfahren, erlitten und vielfach doch auch als Befreiung erlebt.

Ich nenne nur wenige Beispiele dieser Veränderungen:

- Die Öffnung des Pfarrberufs für Frauen – in unserer Landeskirche mit dem Dienstantritt von Hilde Bitz als Gemein-

depfarrerin in Mannheim gerade erst vor 45 Jahren endgültig umgesetzt. Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sind auch heute Abend noch mitten unter uns.

- Die neuen Rollenverteilungen und die unterschiedlichen Lebenssituationen und Beziehungskonstellationen in den Pfarrhäusern.
- Die neuen Balancen, die es zu finden und zu gestakten gibt in der Spannung von Berufung und Beruf; aber auch von beruflich und privat.
- Die konstruktive Erweiterung der für den Pfarrberuf nötigen Kompetenzen durch andere Wissenschaften – vor Jahrzehnten eher die anderen Humanwissenschaften, heute zusehends die Veränderungen durch die neuen Kommunikationsmedien.
- Die Veränderungen im Pfarrbild überhaupt. Womöglich ist es längst an der Zeit, mit Christian Hungar wegen seines Beitrags zur „Pfarrpraxis“ aus dem Jahr 1984 endlich das konstruktive und rehabilitierende Gespräch zu suchen.

Für einen letzten Aspekt der Veränderung, der die bisher genannten in seiner Tragweite bei weitem übertrifft, zitiere ich Fulbert Steffensky aus seinem schon 2004 erschienen Buch „Nicolai-gasse: Der Pfarrer und das Pfarrhaus in der Literatur“. Er schreibt da u.a. über den Pfarrberuf:

„Die Zeit der festen Rollen ist vorbei. Der Pfarrer (und nun auch die Pfarrerin) sind nur noch sie selber, es schützt, ermuntert und verdirbt sie immer weniger ein diesem Beruf vorliegendes Muster. Sie sind, die

sie sind. Ihre Worte werden nicht gehört, weil sie aus dem Mund des Pfarrers oder der Pfarrerin kommen. Sie werden gehört und gedacht insofern sie gut sind. (...) Sie müssen sich ständig ausweisen und ständig beweisen, noch mehr: Sie sollen ihre Botschaft ausweisen. Das Evangelium wird für so gut gehalten, wie die Pfarrerin oder der Pfarrer ist, die es predigen.“

Unter dieser Anforderung sind sie alles Pfarrerin und Pfarrer – ob aktiv oder schon im Ruhestand. Die Akzeptanz dessen, was sie tun und sagen, wird nicht mehr einfach von der Institution Kirche abgeleitet. Sie sind selber gefordert, in einem Maße für ihre Botschaft einzustehen, wie es früheren Generationen nicht zugemutet war. Und in diesem persönlichen Gefordertsein haben sie ungeschützt Anteil an allen Veränderungen und Krisen der Welt und der Gesellschaft, in der sie Pfarrerin oder Pfarrer sind. Nicht zuletzt diese Herausforderungen sind es, die nicht selten auch als Überforderung erlebt wird.

Auf der anderen Seite liegt genau hier die große Chance, den Pfarrberuf auch in Zukunft zu einem attraktiven und schönen zu machen. Die Möglichkeiten der Gestaltung,

die persönliche theologische Sprachfähigkeit, die Deutungskompetenz in einer immer komplizierter werdenden Welt – all das bleibt nicht nur gefragt. Dem allem kommt auch neue Bedeutsamkeit zu. Wo Institutionen längst unter Verdacht stehen, haben wir als Pfarrpersonen bisweilen unglaublichen Kredit. Dieser Wandel von der institutionellen Rückbindung zur personal

Das Evangelium ist so gut wie die Pfarrer, die es predigen.

verantworteten Glaubwürdigkeit könnte sich auch als Glücksfall erweisen – wenn wir ihn theologisch angemessen zu beschreiben und in rechter Weise auch zu leben und begrenzen wissen.

Der Beruf des Pfarrers und der Pfarrerin als ein herausfordernder, aber gerade deshalb auch überaus attraktiver Beruf; das Leben und Arbeiten an den Grenzen des Lebens als Chance des Auslotens neuer Verstehens-Möglichkeiten; die öffentliche Rede von Gott, gegründet in einem verantwortlich gelebten und persönlich tragenden Glauben – wo uns das gelingt, lassen sich auch künftig Menschen finden, die es ihnen – uns – allen nachmachen und diesen Beruf wagen wollen.

Dass sie's alle getan und gewagt haben und als Person Teil dieser Klammer über eine 500

jährige Geschichte sind, ist ein Privileg – und doch

Pfarrberuf ist die Klammer über eine 500 jährige Geschichte.

allemaal auch Grund zur Dankbarkeit. Stellvertretend für alle, die aus ihrer aller Dienst – wie auch immer – Gewinn gezogen haben, möchte ich ihnen gegenüber an dieser Stelle diese Dankbarkeit ausdrücklich zum Ausdruck bringen – für die Landeskirche und auch persönlich. Wie gut für die Kirche und für die Menschen, dass es sie alle gibt!

■ Traugott Schächtele, Schwetzingen

Jubiläumsrede aus dem Kreis der Silbernen Ordinationsjubilareinnen und –jubilare



Sehr geehrter Herr Prälat Schächtele, verehrte Jubilarinnen und Jubilare, liebe Kolleginnen und Kollegen!

Was würde der badischen Landeskirche fehlen, wenn es den Ordinationsjahrgang 1991 nicht gäbe?

Das erste, was man da sagen muss: Fehlen würden eine ganze Menge, denn wir sind viele: die Baby-Boomer. Was das heißt? Schon in der Schwangerschaftsgymnastik fand meine Mutter kaum Platz, ihre Matte auf den Boden zu legen und teilte sie schließlich mit einer anderen jungen Frau, der späteren Mutter meiner besten Freundin. Und so ging es weiter durch Kindergarten-, Schulzeit und Studium: Wir waren ein Massenphänomen.

Im Gymnasium wurde ich in die Klasse 5 h eingeschult. Das macht bei 42 Schülern – so war damals der Klassenteiler – 336 im Jahrgang. Kein Wunder, dass wir oft zu dritt an Zweierstischen saßen und einen Tag in der Woche schulfrei hatten – aus Raumnot. Im Studium setzte sich das fort: Theologische Vorlesungen fanden in Tübingen damals im Audimax statt, und selbst da saß man auf dem Boden, wenn man spät dran war...

Die schiere Masse prägte auch unseren Einstieg in den Pfarrberuf: Die Vikariatskurse im Petersstift waren über Jahre hinweg mit 25 Frauen und Männern besetzt; es war eng im Haus; und eng wurde es auch bei der Übernahme ins Pfarramt. Zwar hat die badische Personalpolitik es auch in den stärksten Jahrgängen geschafft, aus jedem Jahrgang eine Handvoll Vikarinnen und Vikare zu übernehmen – aber eben längst nicht alle, die mit guten Examina abgeschlossen haben. Das hat unser Vikariat belastet: Konkurrenzsituationen waren unvermeidlich und bildeten eine große Herausforderung für unsere Teamfähigkeit. Da blieb manche Freundschaft auf der Strecke. Und manche Kurskollegen, die damals die bittere Erfahrung gemacht haben, trotz erfolgreichem Vikariat und Examen nicht übernommen zu werden, haben bis heute den Kontakt abgebrochen zu denen, die es geschafft haben. Und dabei weiß ich, dass die Situation in anderen Landeskirchen noch weit drastischer war: Ein Kollege aus dem Rheinland erzählte mir, dass er bei seiner ersten Bewerbung ins Pfarramt 100

Vorlesungen fanden damals im Audimax statt.

Gegenkandidatinnen und -kandidaten hatte. Ein Wechsel in eine andere Landeskirche war in dieser Zeit so gut wie ausgeschlossen: Die Grenzen waren dicht... Das Durchhalten gelang uns damals nur mit dem ironischen Wahlspruch: Baden braucht uns...

Und heute reiben wir uns die Augen, wenn wir im Kontaktstudium mal wieder an die Uni kommen oder im Petersstift mit Vikariatsgruppen zu tun haben: Da werden Studierende und Vikarinnen in kleinen und kleinsten Gruppen optimal betreut und denken intensiv darüber nach, ob diese oder jene Kirche ihnen das familienfreundlichere Vikariat und die besseren Berufschancen bietet, oder ob sie nicht doch eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen wollen. Und es beschleicht uns die Frage, was wohl geschieht, wenn unsere Generation sich in den Ruhestand verabschiedet....

Aber ärgern sollten uns diese Veränderungen nicht: Wir haben ja gekämpft für ein familienfreundlicheres Vikariat. Und wundern sollten sie uns erst recht nicht, denn wir sind ja aufgewachsen mit diesem Lebensgefühl:

Come gather around people,
wherever you roam
And admit that the waters
around you have grown
And accept it that soon
you'll be drenched to the bone
If your time to you is worth savin'
Then you better start swimmin'
or you'll sink like a stone
For the times they are a-changin'

Das zweite, was mir zu unserer Theologengeneration einfällt: Wir waren von Anfang an politisiert.

Jedenfalls viele von uns. Wir trafen uns nicht nur in Hörsälen, Seminaren, Bibliotheken, bei Gottesdiensten und auf Partys. Wir trafen einander auch im Bonner Hofgarten, in Mutlangen und in Wackersdorf – beim Protest gegen den Nachrüstungs-Doppelbeschluss, gegen Pershings und Atomkraft. Und wir stellten unsere Kirche in Frage, besonders wir Theologinnen: als männerdominiert, theologenzentriert und ein wenig weltfremd. Im Petersstift, unter dem strengen Regiment von Dr. Barié und Frau Wurster haben manche unter uns die badische Kirche durchaus noch so erlebt - und ihr die Zukunft angesagt:

Come mothers and fathers
throughout the land
And don't criticize
what you can't understand
Your sons and your daughters
are beyond your command
Your old road is rapidly aging
Please get out of the new one
if you can't lend your hand
For the times they are a-changin'

Manche aus unserer Generation reiben sich heute die Augen, weil die Veränderungen schließlich in eine andere Richtung gegangen sind, als wir uns das damals vorstellten: An die Seite der Theologie ist mit den Erfahrungswissenschaften auch die Erkenntnis getreten, dass die Kirche sich wie alle anderen Institutionen auf

einem großen Markt behaupten muss. Neben die Theologie sind daher auch Marketing-Strategien getreten - und damit all die Herausforderungen, vor denen wir uns heute sehen – mit dem rückläufigen Mitgliedszahlen und Finanzen und dem Gefühl eines massiven Relevanzverlustes der Kirche als gesellschaftliche Institution und der Pfarrerinnen und Pfarrer als öffentliche Personen.

Aber das sollte gerade uns nicht wundern, sondern uns an das erinnern, was uns sozusagen in die Wiege gesungen wurde:

Come senators, congressmen,
please heed the call
Don't stand in the doorway,
don't block up the hall
For he that gets hurt
will be he who has stalled
The battle outside ragin'
Will soon shake your windows
and rattle your walls
For the times they are a-changin'

Das dritte Kennzeichen unserer Generation ist die Erfahrung und die Leistung der Frauen im Pfarramt: Obwohl bei weitem nicht die ersten Theologinnen mussten wir in den Gemeinden nicht selten noch Pionierinnenarbeit leisten: Manche war die erste Frau auf der Kanzel ihrer Vikariatsgemeinde oder die erste Pfarrerin ihrer Gemeinde.

Und nicht wenige von uns mussten noch gegen Vorbehalte anpredigen. Die wurden – so habe ich mir erzählen lassen – nicht nur mit Worten zum Ausdruck ge-

bracht: Man hat auch schon mal ausgespien vor einer predigenden Frau. Das führte zu dem bekannten Phänomen, dass die Frauen unter uns sich besonders anstrebten, um zu beweisen, dass sie nicht nur genauso gut, sondern besser sind als die Männer: im Predigen, in der Seelsorge, im Unterrichten, im Moderieren und Leiten. Das hat manche von uns über die Maßen angestrengt und nicht wenige haben dafür einen hohen Preis bezahlt: Es ist sicher nicht repräsentativ, aber vielleicht auch kein Zufall, dass von meinen Kurskolleginnen nur eine einzige eigene Kinder bekommen hat – und wir waren viele, wie Sie sich erinnern.

Manche war die erste Frau auf der Kanzel ihrer Vikariatsgemeinde oder die erste Pfarrerin ihrer Gemeinde.

Aber es sind inzwischen eben auch viele aus unseren Jahrgängen Dekaninnen geworden, eine Oberkirchenrätin ist auch dabei. Und mit unseren Erfahrungen, dass man Misstrauen, Kränkungen und abweisende Gremien überleben und durchhalten kann, bis sich Dinge ändern, werden wir 1991er für unsere Kirche sicher wichtig sein - um die Gewissheit des kommenden Gottesreiches festzuhalten und die Kränkung des Relevanzverlustes als das zu nehmen, was sie ist: die Erfahrung eines Augenblicks...

Come writers and critics,
 who prophesize with your pen
 And keep your eyes wide,
 the chance won't come again
 And don't speak too soon,

for the wheel's still in spin
 And there's no tellin' who that it's namin'
 For the loser now will be later to win
 For the times they are a-changin

So viel mit Bob Dylan, dessen quäkende Stimme vielleicht nicht nur meine Jugend geprägt hat und den man ja heute einen Dichter nennen darf. Ich danke herzlich den Kolleginnen und Kollegen, die mit ihren Erinnerungen und Gedanken Stoff für diese Skizze geliefert haben, und grüße alle – auch die, die aus den genannten Gründen heute nicht mitfeiern.

■ Ulrike Beichert, Karlsruhe

Jubilare

10 Jahre



25 Jahre



40 Jahre



Jubilare

40 Jahre



50 Jahre



60 Jahre



Jubiläumsrede aus dem Kreis der Goldenen Ordinationsjubilareinnen und –jubilare



Liebe Kolleginnen und Kollegen, und das Wort „collega“ bitte ich im wörtlichen Sinne zu verstehen als „Mitleser in der Heiligen Schrift“. Darin sind dann auch alle Würden-träger und Ehrengäste eingeschlossen.

Also: Noch ein Grußwort, und das kurz vor 22 Uhr! Aber keine Bange, ich mache es kurz.

Vor 50 Jahren wurden wir ordiniert. Was waren das für Zeiten! Es gab damals noch keine Kopierer. Wer vervielfältigen wollte, plagte sich mit einem Spirit-Carbon-Drucker herum. Es gab noch keine PCs, und vor allem: Es gab noch keine Handys. Wir waren damals große Jahrgänge. Der Personalreferent im Oberkirchenrat hatte keine Sorgen. Und wir hatten alle Freiheit, uns unter

der berühmten badischen Liberalität nach unseren Begabungen und Neigungen zu entfalten und unsern Dienst zu tun.

Ihr Aktiven steht heute unter vielen neuen Herausforderungen. Dabei driften die Arbeitsfelder und Anforderungen zwischen der Diaspora und den großen Stadtgemeinden immer weiter auseinander, eine alte Entwicklung. Ein neuer Trend verstärkt sich auffallend: Den Pfarrerinnen und Pfarrern wird suggeriert, sie seien nicht nur überlastet, sondern zunehmend auch fachlich überfordert. Zur Seelsorge fehle die notwendige psychologische Ausbildung, für den Religions- und Konfirmandenunterricht die pädagogische Zurüstung, für die Gemeindeleitung das notwendige Wissen über Management und für die Predigt der Bezug zur Alltagsrealität. Also schon in unserem Kerngeschäft erhebliche Defizite!

Dem soll durch Funktionalisierung entgegengewirkt werden: Einzelne Dienste der Pfarrerinnen und Pfarrer werden von Spezialisten abgedeckt unter Nutzung aller modernen Kommunikationsmittel. Besuche erübrigen sich, die Gemeindeglieder wissen die Telefonnummer des Pfarramts und werden an die Spezialisten verwiesen. Gemeindebriefe werden nicht mehr gedruckt und verteilt, sondern können von der Homepage des Pfarramts heruntergeladen werden. Predigten müssen nicht

Die Aktiven stehen vor vielen neuen Herausforderungen.

mehr mühsam und zeitraubend erstellt werden, sondern können aus dem Internet abgerufen werden. Das ist keine Science fiction, sondern durchaus da und dort schon Realität. Spezialisten ersetzen immer mehr Pfarrerinnen und Pfarrer. – Schöne neue Welt beziehungsweise schöne neue Kirche? Hier bekomme ich Bauchweh. Ob das funktioniert? Vor allem bei alten Menschen? Ob die sich nun einen PC anschaffen? Entsteht nicht der Glaube durch Vorbild und das persönliche Vertrauensverhältnis zu einer Bezugsperson? Funktioniert das bei vielen Spezialisten? Ich will nicht kritisieren, sondern stelle Fragen. Keine Bange, auch wir Alten singen: „Vertraut den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist.“ Ich vertraue darauf, dass der Heilige Geist sich schon das Rechte aus all den neuen Gedanken aussucht – und dass Gott weiterhin auch auf krummen Linien gerade schreibt. Ich für mein Teil wollte nie ein Spezialist sein, aber der glückliche Esel, auf dem Jesus ein kleines Stückchen weiter kommt.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

■ Eberhard Günther, Murg

Kollekte beim Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Pforzheim. Herzlichen Dank!

Die Kollekte beim Gottesdienst anlässlich des diesjährigen badischen Pfarrertages ergab den schönen Betrag von 1.204,71 Euro.

Seit Jahren wird diese Kollekte unserem Förderverein Pfarrhaushilfe e.V. zur Verfügung gestellt, der damit Pfarrfamilien in Osteuropa und Theologiestudierende von dort mit einem Stipendium für ein Studienjahr in Heidelberg unterstützt.

Als Vorsitzender des Fördervereins danke ich allen, die zu dieser Kollekte beigetragen haben, sehr herzlich – auch im Namen derer, denen damit wichtige Hilfe zuteilwerden kann.

■ Hans Kratzert,
Vorsitzender des Fördervereins Pfarrhaushilfe e.V.

Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden des Badischen Pfarrvereins, Pfarrer Matthias Schärr



Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Brüder und Schwestern, beim Badischen Pfarrertag, im 124. Jahr des Bestehens unseres Vereins, darf ich Sie hier in Pforzheim ganz herzlich willkommen heißen. Ich freue mich, dass wir einen gut besuchten Pfarrertag haben werden. Es haben sich mehr Teilnehmende angemeldet als im vergangenen Jahr in Konstanz. Vielleicht ist dies der zentralen Lage Pforzheims geschuldet. Aber natürlich haben wir auch dieses Jahr ein interessantes Programm für Sie zusammengestellt.

1. Zeitansage

Ich freue mich dass wir mit dem Referenten morgen einen Experten aus dem Missionswissenschaftlichen Institut in Hamburg gewinnen konnten. Wir haben mit ihm das Thema: „Christliche Botschaft in einer multikulturellen und multi-religiösen Welt“ verabredet. Ich bin über-

zeugt, dass wir damit ein zentrales Thema aufgegriffen haben. In vielen Gebieten Deutschlands bilden die Mitglieder der christlichen Religionsgemeinschaften nicht mehr die Mehrheit der Gesellschaft. Gleichzeitig kommen Menschen zu uns und suchen bei uns Schutz vor Verfolgung und Krieg, die andere religiöse Überzeugungen mitbringen. Verschiedene Überzeugungen und Werte begegnen sich. Dies stellt nicht zuletzt die Kirche, als eine der traditionellen Wertevermittler in unserer Gesellschaft vor neue Herausforderungen. Gerade wenn Menschen, die zu uns kommen, mit Selbstverständlichkeit ihren Glauben praktizieren, fragen sich Menschen bei uns neu, was glaube ich eigentlich?

Ich bin froh, dass sich gerade auch in Kirchengemeinden Menschen sammeln, um die Neuen willkommen zu heißen und damit ganz selbstverständlich Zeugnis ablegen von der Menschenfreundlichkeit Gottes. Manche, die zu uns kommen sind neugierig, manche sogar machen sich auf den Weg, um Mitglieder unserer Kirche zu werden, andere suchen den interreligiösen Dialog. Für wieder andere ist einfach gut zu sehen, dass es hier viele Menschen gibt, die zu friedlichem Zusammenleben bereit sind. Umso schmerzlicher sind fremdenfeindliche Stimmen, die sich gerne auch noch auf das christliche Abendland beziehen. Dem ist deutlich zu widersprechen. Ich bin überzeugt, dass wir als Pfarrerrinnen

und Pfarrer in diesem Prozess eine wichtige Aufgabe haben, dass es uns neu herausfordert unsere Botschaft von der Menschenfreundlichkeit Gottes, die uns in Christus begegnet, zu artikulieren und umzusetzen. So verändert

Die Botschaft von der Menschenfreundlichkeit Gottes, die uns in Christus begegnet, artikulieren und umsetzen!

sich unser Beruf. Schwierig ist und bleibt sicherlich, dass immer wieder Neues dazukommt und Altes bleibt. Die Frage, „wie wir das alles schaffen“, die Frage, wie wir Beruf, Familie und Freizeit unter einen Hut bekommen, bleibt. In der letzten Zeit ist die Frage um die Arbeitszeit viel diskutiert worden. Ich fand spannend, dass auch der Ratsvorsitzende auf dem württembergischen Pfarrertag vor 14 Tagen in Stuttgart, auf dem ich anwesend sein konnte, dieses Thema aufgenommen hat und deutlich machte, dass es zur Professionalität der Ausübung des Pfarrberufs gehört, die nötigen Freiräume zur Rekreation und zum Auftanken zu nehmen. Über das Pfarrerbild wird ja schon einige Jahre diskutiert. Ich freue mich, dass die neue Oberkirchenrätin des Referats 2, Frau Dr. Cornelia Weber, angekündigt hat, diese Diskussion in den Konventen und Gemeinden weiter zu führen.

2. Aus der Arbeit des Pfarrvereins

Neben diesen Gedanken zur aktuellen Lage nun aber der Bericht aus unserem Pfarrverein. Acht Mal haben wir uns zu Vorstandssitzungen getroffen, zwei Mal mehr als in den vergangenen Jahren. Im Februar hatten wir eine Klausurtagung in der Pfalz, auf der wir Herrn OKR Helmut

Strack zu Gast hatten. Wir haben über die Nachwuchssituation gesprochen, über zukünftige Zugänge zum Beruf und

wir haben mit Interesse vernommen, dass das Personalreferat eine Erhebung zum Pfarrdienst plant.

Förderung und Entwicklung im Beruf werden in den Blick genommen. Aber auch die letzten Amtsjahre waren Thema, wie die Rente mit 67 und die neue „Fortbildung in den letzten Amtsjahren“, bei denen der Pfarrverein durch unser Vorstandsmitglied Paul Gromer mit beteiligt war.

In der Sitzung im Mai, gemeinsam mit dem Erweiterten Vorstand, war der neue Vorsitzende der Synode, Herr Axel Wermke, unser Gast und berichtete damals von der eben zu Ende gegangenen Landessynode. Umstrittenes Thema war die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare, das im Moment auch in unseren Pfarrvereinsblättern in der Diskussion ist, aber es ging auch um Arbeitsrechtsregelungen: Thema „dritter Weg“, den Rahmenplan für Kindertagesstätten und die synodale Arbeitsgemeinschaft zur Erhöhung der Attraktivität des Pfarrberufs.

Aus den laufenden Sitzungen ist zu berichten, dass die Umstrukturierung des Topfs 1 aus dem Arbeitsförderungs-gesetz III der Landeskirche einen etwas anderen Verlauf genommen hat, als letztes Jahr berichtet. Sie erinnern sich, ursprünglich wurden mit diesem Topf nicht übernommene Theologen gefördert. Diese Gruppe gibt es so nicht mehr. Es gab den Vorschlag des Seelsorgeinstituts

und Pfarrvereins, einen Fonds zu gründen zur Unterstützung stiftungsfinanzierter Pfarrstellen, überwiegend im Klinikseelsorgebereich. Man hat nun aber beschlossen, das Vermögen des Topfs 1 der Stiftung Kranke begleiten zuzuschlagen, da hier ein ähnlicher Verwendungszweck möglich ist. Neben der Vorbereitung der Pfarrertage war die Krankenhilfe unser ständiges Thema.

3. Krankenhilfe

Nach wie vor funktioniert unser System der Krankenhilfe hervorragend. Es vereint die Vorteile von gesetzlicher und privater Krankenversicherung, weil einerseits ein prozentualer Beitrag vom Gehalt erhoben wird, andererseits private Leistungen als Beihilfedifferenzzahlungen gewährt werden können. Wir hatten ca. 2 ½ Prozent weniger Anträge als im Vorjahr, die durchschnittliche Unterstützung pro eingereichtem Fall mit 651 € stieg leicht an. Wir können wie in den letzten Jahren mit einem Überschuss abschließen. Umso mehr macht uns zu schaffen, dass wir seit vier Jahren mit Problemen um den rechtlichen Status der Krankenhilfe zu kämpfen haben. Schon im letzten Jahr habe ich an dieser Stelle berichtet, dass die Zusage aus dem Jahr 2008, dass unsere Krankenhilfe rechtlich als „gleichwertige Leistung“ nach dem VVG (§ 193) anerkannt wird, seitens der Politik in Frage gestellt wird. Immer wieder wird gefordert, dass wir einen individuellen Rechtsanspruch auf Leistung der Krankenhilfe garantieren müssen, was wir aber aufgrund unseres Status als Verein nicht können. Alternativen wie die Gründung

eines Versicherungsvereins auf Gegenseitigkeit haben wir bereits im letzten Jahr durch eine Wirtschaftsprüfungsgesellschaft prüfen lassen. Dieser Weg hat sich, wie vergangenes Jahr berichtet, als nicht praktikabel und finanzierbar herausgestellt.

Im letzten Jahr habe ich von beginnenden Gesprächen im Gesundheitsministerium berichtet. Leider sind auch diese Gespräche nicht zu neuen Erkenntnissen gekommen. Selbst ein Gesprächsangebot zusammen mit Frau OKRin Barbara Bauer, das für Ende Juni diesen Jahres in Berlin anberaumt war, wurde mit dem Hinweis darauf abgelehnt, dass Modelle, die nicht den individuellen Rechtsanspruch befriedigen, nicht akzeptiert werden würden. Dankbar bin ich dafür, dass Frau Bauer eine ständige Gesprächspartnerin ist. Durch sie kamen wir in Kontakt mit einem Versicherer im beamtenrechtlichen Bereich. Hier entstand die Idee, unsere Zahlungen der Beihilfedifferenz durch einen Rückversicherer auf der Basis des Beihilferechts abzusichern. Ein Angebot eines solchen Rückversicherers ist aktuell bei der Prüfung bei der Bafin, auch im Bezug darauf, ob wir dann auch als Verein den Rechtsanspruch in der Satzung verankern könnten. Gleichzeitig führen wir aber auch Gespräche mit Privaten Krankenversicherungen. Wir wollen wissen, was es kosten würde, wenn wir unseren Versichertenbestand hier versichern würden. Wir werden Sie in Bezug auf diese Sache auf dem Laufenden halten. Eventuell ist im kommenden Jahr eine außerordentliche Mitgliederversammlung notwendig.

4. Dies Academicus und Ordinationen

Dieses Jahr zum zweiten Mal fand Anfang Juli der Dies Academicus in Heidelberg statt, gemeinsam veranstaltet von der theologischen Fakultät Heidelberg, dem Freundeskreis der Fakultät und dem Pfarrverein. Ca. 75 Personen folgten der Einladung. Es macht sehr viel Freude, sich wieder einmal in die Bänke des Hörsaals der Uni zu setzen und zwei Vorlesungen wissenschaftlicher Theologie zu lauschen. In diesem Jahr berichtete Prof. Christoph Strohm, Ordinarius für Reformationsgeschichte und neue Kirchengeschichte, über die Bedeutung der Reformation in Geschichte und Gegenwart. Eine gute Einstimmung ins Reformationsjubiläumsjahr 2017. Frau Prof. Friederike Nüssel, Ordinaria für systematische Theologie und Direktorin des Ökumenischen Instituts Heidelberg, hielt einen Vortrag zum Thema: Was heißt „semper reformanda“ heute? Ökumenische Überlegungen zu Kirche und Amt im Zeichen des Reformationsjubiläums. Alle Anwesenden haben den Nachmittag mit Gewinn verlassen. Schön fänden wir, wenn dieses Angebot auch im Kreise der aktiven Kolleginnen und Kollegen noch etwas mehr Resonanz fände. Gönnen Sie sich was!

Eingespielt hat sich auch die Mitwirkung des Pfarrvereins bei den Ordinationen der nachwachsenden Brüder und Schwestern. Unser

Mitwirkung des Pfarrvereins bei den Ordinationen der nachwachsenden Brüder und Schwestern .

Pfarrvereinsblatt erscheint seit diesem Jahr in einem neuen und moderneren Layout.

Landesbischof hatte diese Mitwirkung im vergangenen Jahr angestoßen auch auf dem Hintergrund der Tatsache, dass der Pfarrverein die Ordinationsjubiläen organisiert.

So konnten wir bei zwei Ordinationen die jungen Kolleginnen und Kollegen im Namen der Ordinierten unserer Landeskirche willkommen heißen, was wir sehr gerne tun.

5. Pfarrverein und Pfarrvertretung

Die Zusammenarbeit mit der Pfarrvertretung läuft nach wie vor gut. Die Pfarrvertretung ist für die dienstrechtlichen Angelegenheiten zuständig, kümmert sich um die Begleitung von Kollegen und die Mitsprache bei gesetzlichen Veränderungen, die die Pfarrerschaft betreffen. Wir kümmern uns eher um die Aufgaben einer Standesvertretung. Personell sind wir verbunden dadurch, dass Reinhard Sutter nach wie vor Mitglied der Pfarrvertretung ist und Volker Matthaei, der Vorsitzende der Pfarrvertretung, nun auch regelmäßig bei den EVS und auch in Vorstandssitzungen dabei ist. In unseren Pfarrvereinsblättern gibt es eine regelmäßige Rubrik.

6. Pfarrvereinsblatt

Unser Pfarrvereinsblatt erscheint seit diesem Jahr in einem neuen und moderneren Layout. Nach längeren Überlegungen sind wir unserem bekannten Design relativ treu geblieben. Es ist nur bunter und – wie wir finden –

durch die graphischen Veränderungen besser lesbar geworden. Dem guten Inhalt entspricht nun ein neues und moderneres Design. Gedankt sei an dieser Stelle herzlich unseren beiden Schriftleitern, Andrea Knauber und Dr. Jochen Kunath für ihre hervorragende Redaktionsarbeit.

7. Förderverein Pfarrhaushilfe

Seit fast einem Vierteljahrhundert ver gibt der „Förderverein Pfarrhaushilfe“, eine Gründung unseres Pfarrvereins, Studienstipendien für Theologiestudierende aus Osteuropa für ein Studienjahr an der Heidelberger Theologischen Fakultät. Seit der Gründung des Fördervereins kamen 34 junge Menschen aus Lettland, Rumänien, Ungarn und Estland in den Genuss eines solchen Stipendiums. Gegenwärtig studieren eine Estin und eine Ungarin in Heidelberg. In der letzten Nummer der „Pfarrvereinsblätter“ war der Dankbrief des Bischofs der Norddiözese der Evang.-Luth. Kirche in Ungarn, Dr. Tamas Fabiny, an den Vorsitzenden unseres Fördervereins, Pfr. i.R. Hans Kratzert, abgedruckt, aus dem ich zitiere: *„Die Möglichkeit dieses Stipendiums bedeutet für unseren theologischen Nachwuchs enorm viel. Die ungarischen Theologiestudentinnen und -studenten, die bisher an einer Ausbildung an der Universität in Heidelberg studieren konnten, sind darüber einig, dass ihnen das Studienjahr in Heidelberg eine herausragende Möglichkeit bedeutete, ihre Kenntnisse zu bereichern, ihre Sichtweise zu erweitern und wunderbare Kontakte schließen zu können. Daher kann ich es nicht genug betonen, dass (unsere) Kirche das Stipen-*

dium des Fördervereins Pfarrhaushilfe e.V. in Heidelberg sehr hoch schätzt, es sehr braucht und für die Möglichkeit des Stipendiums sehr dankbar ist.“

Ähnlich positiv äußerte sich der Erzbischof der Estnischen Evang.-Luth. Kirche. Und auch von den Kontaktpfarrern der siebenbürgischen Kirche, die seit Jahren durch Unterstützung des Fördervereins am Heidelberger Kontaktstudium teilnehmen, kamen stets begeisterte und dankbare Reaktionen. Der Förderverein erhält seine Mittel ausschließlich aus Spenden der badischen Pfarrerschaft, auch durch die Kollekte am Gottesdienst des Pfarrertages. Es sind überwiegend Ruhestandskollegen und Pfarrwitwen, die sich hier engagieren. Deswegen gebe ich die Bitte des Vorsitzenden des Fördervereins gerne weiter, dass vielleicht auch Kollegen aus dem aktiven Dienst sich an der Unterstützung des Vereins beteiligen. Es ist auch ein Stück Solidarität mit den Kollegen im Osten, die finanziell deutlich schlechter gestellt sind. So liegt ein Pfarrgehalt in Ungarn im Schnitt bei 600 Euro, in Estland noch geringer, dort muss rund ein Viertel der Pfarrerschaft ehrenamtlich arbeiten, weil die Gemeinden sie nicht bezahlen können. Für die Zukunft unserer Nachbarkirchen ist die Unterstützung nicht hoch genug einzuschätzen, und auch für unsere Kirche ist es eine Bereicherung, mit theologischen Nachwuchskräften aus Osteuropa in Kontakt zu kommen. Auch das ist eine Weise, unseren Zusammenhalt in Europa zu stärken.

8. Arbeit des Verbandes

Eingebunden ist unser Verein in den Verband der Pfarrerinnen und Pfarrer Deutschlands. Im September war die Mitgliederversammlung auf dem deutschen Pfarrertag in Trarivemünde. Nach längerer Diskussion wurde beschlossen, einen hauptamtlichen Vorsitzenden zu installieren. Da der Verband die Pfarrvertretung auf EKD-Ebene darstellt, braucht es eine Person, die sich ganz in den Dienst dieser Aufgabe stellen kann. Da die EKD nicht bereit ist, die Stelle mit zu finanzieren, wurde beschlossen, die Finanzierung über eine Umlage zu bestreiten, die sich an der Mitgliederstärke der Vereine bemisst. Andreas Kahnt aus Oldenburg hat aktuell diese Stelle inne und füllt sie sehr gut aus. Unser badischer Verein hatte über viele Jahre im Vorstand des Verbandes die Rolle des Schatzmeisters übernommen. Zuerst war dies Gerhard Wunderer, dann viele Jahre Reinhard Sutter. Bei den Vorstandswahlen im nächsten Jahr bei der Mitgliederversammlung in Münster wird er nicht mehr kandidieren. Als Nachfolger soll Werner Böck aus Frankfurt vorgeschlagen werden.

9. Aus der Geschäftsstelle

Aus unserer Geschäftsstelle möchte ich berichten, dass Herr Schönfeldt als Geschäftsführer die Geschicke und die Verwaltung des Vereins hervorragend

leitet. Herr Klüppel, der vor zwei Jahren ausgeschieden ist, steht allerdings mit seiner jahrzehntelangen Erfahrung immer noch mit Rat und Tat zur Verfügung. Frau Kreppl und Frau Groß bearbeiten Ihre Krankenhilfe. Im Vorstand und der Geschäftsführung sind wir außerordentlich dankbar, dass das alles hervorragend und reibungslos klappt. Ich möchte deswegen die Gelegenheit nutzen und allen dreien hier ganz herzlich für die hervorragende Arbeit und die wunderbare Zusammenarbeit zu danken.

Ein großes Dankeschön gilt auch den Kolleginnen und Kollegen im Vorstand. Die vertrauensvolle Zusammenarbeit hilft bei der Bewältigung der anstehenden Fragen, die auch in diesem Bericht ange-deutet wurde.

Und nun freue ich mich auf unseren Pfarrertag hier in Pforzheim, auf viele Begegnungen und danke herzlich für Ihre Aufmerksamkeit.

■ Matthias Schärr, Heidelberg

Feiern wir das Abendmahl noch als Sakrament? Gedenken an Frieder Schulz zur 10. Wiederkehr seines Todestages am 25. Dezember 2015

■ **Frieder Schulz hat als langjähriger Rektor des Petersstifts (1955 - 1978) eine ganze Generation badischer Pfarrerinnen und Pfarrer Theologie und Liturgie des Gottesdienstes gelehrt und in der Praxis mit ihnen eingeübt. Viele sind bis heute davon geprägt. Einer seine letzten Aufsätze galt dem Abendmahl: „Menschenmahl und Christumahl. Neue Zugänge zum Abendmahl?“ (2001). Im Folgenden referiere ich aus diesem Text. Wörtliche Zitate sind kenntlich gemacht. Um der besseren Lesbarkeit willen werden die Nachweise, die dem Aufsatz als umfangreiches Quellenmaterial beigegeben sind, hier nicht angeführt; sie stehen zur Verfügung bei der „Arbeitsstelle Gottesdienst“, Informations- und Korrespondenzblatt 39/2001 der Gemeinsamen Arbeitsstelle für gottesdienstliche Fragen der EKD, Herrenhäuser Straße 12, 30419 Hannover.**

Das Evangelische Gottesdienstbuch (1999) bringt im Abendmahlsteil der Liturgie Texte, die nicht nur dem Sprachwandel angepasst sind, sondern neue theologische Akzente setzen und überlieferte Aussagen zurücktreten oder ganz verschwinden lassen. „**So** ist beispielsweise der Wortlaut des eucharistischen Gebets in der lutherischen Agende I (1955): ‘Gib, dass wir unter diesem Brot und Wein deines Sohnes

wahren Leib und Blut im rechten Glauben empfangen’ schrittweise verändert worden. Das geschah zunächst durch Einführung neutestamentlicher Termini anstelle von dogmatischen Formulierungen: ‘damit wir mit diesem Brot und diesem Kelch Anteil bekommen an dem Leben, das in Jesus Christus erschienen ist’. Eine weitergehende Fassung sprach schon nicht mehr vom Christus-Leben und auch nicht mehr von *diesem* (sakramentalen) Brot: ‘Gib uns Anteil an der Fülle des Lebens, wenn wir das Brot empfangen und aus dem Kelch trinken’. Schließlich gibt es eucharistische Texte, die ganz auf den Ausdruck ‘Christi Leib und Blut’ **verzichten**“. Dem Ziel, das Abendmahlsgeschehen dem modernen Menschen nahezubringen, sollte auch die Einführung eines bisher in den liturgischen Abendmahlstexten nicht üblichen neuen Ausdrucks dienen, dem zweifellos motivierende Kraft innewohnt. „**Das** neue Wort heißt ‘teilen’; es hat als Objekt Brot und Wein im Abendmahl. In den neutestamentlichen Einsetzungsberichten kommt dieser Begriff nicht **vor**“.

Die Frage nach der Herkunft des neuen Begriffs wird beantwortet durch einen Blick in neuere Liederhefte. Zwei Beispiele: ‘Seht, das Brot, das wir hier teilen ... ruft nach Brot,

Das neue Wort „teilen“ kommt in neutestamentlichen Einsetzungsberichten nicht vor.

um zu ernähren alle Hungernden der Welt ... Seht, der Kelch, den wir jetzt teilen ... ist ein Zeichen für den Frieden ... mahnt uns, dass auch wir versöhnen'. 'Wir teilen Brot, wir teilen Saft und bitten Gott um neue Kraft, das Leben zu bestehen'. „**Das** Abendmahl ist hier nicht wie herkömmlich Gabe

zur Vergewisserung der Sündenvergebung, sondern Mahl

der Gemeinschaft, das durch sie in die Welt hinauswirkt. Versteht man die Einführung des Begriffs 'Teilen' als einen Impuls, der das Weitergeben dessen betont, was im Abendmahl empfangen wird, so bedeutet die Rückbindung des Geschehens an die Person Jesu, dass im Brot des Abendmahls eine geistliche Wirklichkeit aufscheint und dass das 'Jesus-Brot' zugleich sakramentales und *diakonisches* Brot ist. Das steht auch in den Arnoldshainer Abendmahlsthesen von 1958 in These 7: 'Wie Christus sich unser angenommen hat ... so sollen auch wir allen denen, die uns nötig haben, teilgeben an allem, was wir sind und **haben**'.

Die neue Terminologie 'Brot teilen' steht nun allerdings in Spannung zum bisher geltenden, von den neutestamentlichen Grundtexten geprägten Abendmahlverständnis. Wo im Abendmahl so gebetet wird: 'Barmherziger Gott, du lädst uns an deinen Tisch', da gerät die christologische Sinnmitte im Abendmahl als dem 'Tisch des Herrn' (1 Kor 10,21), dem 'Abendmahl des Herrn' (1 Kor 11,20), dem 'Hochzeitsmahl des Lammes' (Offb 19,9; 3,20), 'meinem Abendmahl' (Lk 14,24; Mt 26,29) aus dem Blick.

'Weil wir hoffen, dass alles Leben auf Gott zielt, teilen wir Brot und Wein ... Wir teilen das Brot, Kraft des Lebens gegen den Tod, Keim der Hoffnung aus dunkler Erde. Wir teilen den Wein, Kraft des Lebens gegen den Tod, Saft der Träume aus süßen Wassern. Kommt, wir teilen das Leben

und lassen den Tod hinter uns' – hier wird die Ursprungsbindung des Abend-

mahls an Jesus, den Geber und die Gabe (Mt 26,28 par; Lk 22,11.19; 1 Kor 11,28) gar nicht mehr erwähnt.

„**Es** ist einigermaßen problematisch, wenn der christologische Kern des Abendmahls, gerade auch mit seinen soteriologischen und eschatologischen Implikationen nicht mehr deutlich zur Geltung kommt. Problematisch ist auch die Tendenz, durch eine schöpfungstheologische oder gar naturreligiöse (Kreis-Symbol!) Engführung der Abendmahlstexte ihre Akzeptanz in der Gegenwart zu **sichern**". In der Liturgie 'Im Kreis um die Mitte. Gottesdienst feiern und Brot und Wein teilen' (1999) geht es um neue Interaktionsformen: 'Hände reichen im Kreis; Gebetstanz im Kreis; Weitergabe von Brot und Kelch im Kreis; wechselseitige Segenshandlung in der Gruppe. Im Eingangsgebet heißt es: Du, Gott, bist unsere Mitte und unser Grund. Du sammelst uns und schaffst unsere Gemeinschaft immer wieder neu'.

„**Das** gerade in der Gegenwart gewachsene Bedürfnis, im Abendmahl nicht bloß persönliche Glaubensstärkung, sondern mitmenschliche Gemeinschaft zu erle-

ben, kann sich darauf berufen, dass auch das Neue Testament mehrfach von Gemeinschaft spricht.

Allerdings müsste der dabei verwendete Begriff Koinonia in seiner speziellen Bedeutung erfasst werden.

Es ist das übereinstimmende Zeugnis der Exegeten, dass koinonia den Sinn der objektiven Teilhabe hat und durch unseren viel zu subjektiv gefärbten Begriff „Gemeinschaft“ nicht gedeckt wird. Auch in der Rechtssprache wird eine Körperschaft oder Personenmehrheit nicht mit *communio*, sondern mit *corpus*, *collegium*, *sodalitas*, *societas*, *universitas* bezeichnet. Jedenfalls drückt koinonia mit Genitiv im Neuen Testament eine Beziehung aus, nämlich die Teilhabe an einem von dem erhöhten Christus ausgehenden Wirken und Schenken, und zwar gerade im **Abendmahl**“.

Luther: ‘Es sind zwei Nutzen und Früchte des Sakraments. Die erst, die uns macht zu Brüdern und Miterben Christi, so dass wir werden ein Kuchen mit Christus. Die andere macht, dass wir auch werden ein Kuchen miteinander als mit dem Nächsten’. „**Wenn** also nach Luther wie im Neuen Testament der Ursprung der als Teilhabe und Teilgabe verstandenen Gemeinschaft im Abendmahl liegt und zwischen Christus und den Gläubigen das gleiche Verhältnis des Hingebens und Empfangens besteht wie zwischen den Gläubigen untereinander, dann wäre es

Der Begriff koinonia hat den Sinn der objektiven Teilhabe und wird durch unseren viel zu subjektiv gefärbten Begriff „Gemeinschaft“ nicht gedeckt.

Christologische Aussagen nicht ausscheiden oder auf allgemeine Begriffe reduzieren.

nicht notwendig, christologische Aussagen auszuschneiden oder auf allgemeine

Begriffe zu reduzieren, wenn man den Aspekt mitmenschlicher Gemeinschaft im Kontext des Abendmahls als Ermutigung für den Menschen der Gegenwart entfalten **will**“.

„**Wenn** im Abendmahl Christus als Geber und Gabe aus den Gebetstexten verschwindet und wenn auf diese Weise Christus als die Gemeinschaft stiftende Bezugsperson aus dem Blick gerät, dann sammelt der Zuruf ‘Teilt das Brot’ bzw. ‘Teilt den Wein’ allenfalls eine gleichsinnige ‘Kum-panei’ (panis = Brot; *cumpanio* = spätlateinisch = Brotgenosse) zum festlichen Umtrunk.

Und wenn im Abendmahl die guten Gaben des Schöpfers in der Runde derer, die einander zugetan sind, mit Dank genossen werden, so ist das ein erfreuliches Liebesmahl (Agape), aber noch kein ‘Abendmahl des **Herrn**’ (1 Kor 11,20)“.

Nachwort

Vor einiger Zeit hatte ich in einem Sonntagsgottesdienst ein Erlebnis, das mich sehr berührte: Ein Mann mittleren Alters, der zur Abendmahlsausteilung im Halbkreis der Kommunikanten vor dem Altar stand, kniete nieder, als er Brot und Wein empfing. Feiern wir das Abendmahl noch als Sakrament?

■ Gerhard Hof, Lörrach

Aktuelles

Die gute Nachricht: In der Landessynode wird intensiv über den Pfarrberuf diskutiert. Es ist als Thema dort angekommen, dass wir auf einen massiven PfarrerInnenmangel zusteuern, dass wir uns daher Gedanken über die Attraktivität des Pfarrberufs machen und im Hinblick auf die bereits jetzt gegebene Belastungssituation überlegen müssen, wie unser schöner Beruf auch in Zukunft noch „gut, gerne und wohlbehalten“ ausgeübt werden kann. Dass unser Landesbischof Dr. Cornelius-Bundschuh auf dem badischen PfarrerInnentag das Pfarramt als Reichtum gewürdigt und den PfarrerInnen der Landeskirche für ihren großen persönlichen Einsatz und ihre geistliche Präsenz gedankt hat, zeigt, dass nach Jahren, in denen die Wertschätzung vorwiegend dem Ehrenamt galt (das diese natürlich auch verdient), der Fokus sich wieder etwas verschiebt.

So hat die **Synode** auf ihrer Herbsttagung beschlossen, die **Nachwuchswerbung für den Pfarrberuf und den Beruf der GemeinmediakonInnen** mit 860 000 € zu unterstützen. Damit sollen zusätzliche Informationsveranstaltungen durchgeführt werden, PfarrerInnen und GemeinmediakonInnen zu „Markenbotschaftern“ geschult werden, die Präsenz in den sozialen Netzwerken verstärkt, Videoclips angefertigt und Plätze in Gemeinden für freiwilliges soziales Jahr und Praktika geschaffen werden. Ziel des auf 2 Jahre angelegten Projekts ist eine Erhöhung der Zahl der InteressentInnen für theologische Berufe um 20 %. Da die Pfarrvertre-

tung seit Jahren auf die Notwendigkeit verstärkter Nachwuchswerbung hingewiesen hat, finden die beschlossenen Maßnahmen ihre volle Unterstützung.

Nun aber die schlechte Nachricht: Was da beschlossen wurde, ist zwar richtig, wird aber bei Weitem nicht reichen. Nach Angaben des Personalreferats stellen die 490 PfarrerInnen der Jahrgänge 1955 bis 1964 die Hälfte der badischen PfarrerInnenschaft dar. Wenn diese Jahrgänge in den Jahren 2022 bis 2031 in den Ruhestand gehen, aber mit dem vom Personalreferat geplanten Übernahmekorridor von 25 Personen im Jahr nur 250 PfarrerInnen neu eingestellt werden, fehlen 2031 240 PfarrerInnen, d.h. ein Viertel der badischen PfarrerInnenschaft (nebenbei: die Synodenberichterstattung auf der Ekiba-Homepage hat hier nur 200 PfarrerInnen genannt). Und dabei ist unterstellt, dass es tatsächlich gelingt, die 25 Übernahmen pro Jahr zu erreichen. Das kann bezweifelt werden: Bei den Übernahmen des laufenden Jahrzehnts komme ich auf einen Durchschnitt von nur 21 Personen. Mindestens jede vierte Gemeindepfarrstelle wird also 2031 unbesetzt sein. Wichtig ist dabei natürlich, diese Zahlen in Relation zur prognostizierten Entwicklung der Mitgliederzahlen zu setzen.

Das Personalreferat hat in seiner Stellenprognose für die Herbstsynode 2015 angegeben, dass die Landeskirche für 2030 von knapp 1,2 Mio. Mitgliedern ausgeht und für 2040 von 1,1 Mio. Vom heutigen

Stand von 1,23 Mio. Mitgliedern (laut Homepage) ausgehend wäre das ein Minus von 4 % in 2030 und von 10 % in 2040, erheblich niedrigere Zahlen also als die mindestens 25 % fehlenden PfarrerInnen im Jahr 2031. Selbst wenn die Mitgliederzahlen sich deutlich ungünstiger entwickeln, bleibt der zu erwartende PfarrerInnenmangel deutlich gewichtiger. Daher müsste der Übernahmekorridor eigentlich bis in die 30er Jahre deutlich höher angesetzt werden, um den absehbaren Bedarf zu decken. Damit würde dann auch transparenter, in welchem Umfang tatsächlich Personal fehlt.

Im Blick auf die Nachwuchsgewinnung besteht die Gefahr eines sich selbst verstärkenden Effekts: Weil die Gemeinden immer größer werden (müssen), sind PfarrerInnen einer ständig wachsenden Aufgabenfülle ausgesetzt; sie fallen daher aus zwei Gründen als WerbeträgerInnen für den Beruf aus:

- Sie sind so unzufrieden mit ihren beruflichen Belastungen, dass sie den Beruf niemand mehr empfehlen können (in diesem Zusammenhang halte ich es für ein Alarmsignal, dass schon jetzt im Gegensatz zu früheren Jahrzehnten signifikant weniger PfarrerInnenkinder in die Fußstapfen ihrer Eltern treten wollen).
- Sie haben kaum noch die Zeit für ihre

Der Übernahmekorridor müsste eigentlich bis in die 30er Jahre deutlich höher angesetzt werden.

Ob es gelingt, PfarrerInnen zu „Markenbotschaftern“ für den Pfarrberuf zu machen, ist zu allererst eine Frage von Berufszufriedenheit.

Gemeindeglieder, die notwendig ist, um Beziehungen zu knüpfen und Bindungen aufzubauen, was wiederum nötig ist, um (u.a.) junge Leute für diesen Beruf zu gewinnen.

Ob es gelingt, PfarrerInnen zu „Markenbotschaftern“ für den Pfarrberuf zu machen, ist also nicht nur eine Frage von Werbemethodik, sondern zu allererst von Berufszufriedenheit.

Schon jetzt gibt es keine Spielräume mehr für weitere Arbeitsverdichtung beim Pfarrpersonal – in Baden liegt die Arbeitsbelastung EKD-weit an der Spitze (die momentane Pastorationsdichte von 2050 Gemeindegliedern pro voller Gemeindepfarrstelle liegt deutlich über dem EKD-Durchschnitt von 1684 Gemeindegliedern, wobei noch nicht berücksichtigt ist, dass in den meisten Landeskirchen kein oder zumindest weniger Religionsunterricht zu halten ist).

Daher begrüßt die Pfarrvertretung die von Landesbischof Dr. Cornelius-Bundschuh als Ziel des angekündigten Pfarrbildprozesses genannte Entlastung der PfarrerInnen. Es muss unser gemeinsames Ziel sein, die Attraktivität des Pfarrberufs zu stärken, damit junge TheologInnen gerne in die Gemeinden gehen und PfarrerInnen ihren Dienst auf eine gute und bewältigbare Weise ausüben können. Schwierig an der Synodalvorlage ist das Fehlen von Aussagen darüber,

woran die Zielgröße von 20 % mehr TheologiestudentInnen zu messen ist:

- an der Zahl der InteressentInnen für die Infotagungen (mit dem Problem, dass das Interesse am Theologiestudium noch nicht automatisch zur Einschreibung führt)
- wenn die Zahl der TheologiestudentInnen in Heidelberg entsprechend zunimmt (was dann aber auch StudentInnen aus anderen Landeskirchen einschließt)?
- wenn auf der TheologInnenliste 20 % mehr Personen stehen? (Mit dem Schönheitsfehler, dass sie sich dort nach Aussage des Referats oft erst relativ spät eintragen lassen, um sich die Option für andere Landeskirchen offen zu halten – insofern war es richtig, mit der Wiedereinführung des Büchergelds im vergangenen Jahr Anreize zu schaffen.)
- oder an der Zahl derer, die sich für die Aufnahme ins Lehrvikariat bewerben (was eine lange Wartezeit bis zur Evaluierung bedeutet)?

Es fehlen in der Vorlage auch Aussagen darüber, mit welcher Wahrscheinlichkeit man mit 20 % mehr TheologiestudentInnen die angestrebte Zahl von 25 Aufnahmen im Jahr erreichen kann – dafür braucht man z.B. Informationen darüber, wie hoch die Zahl der StudienabbrecherInnen im Fach Theologie erfahrungsgemäß ist und wieviel Prozent der examinierten TheologInnen dann üblicherweise auch tatsächlich ins Lehrvikariat gehen. Pro-

blematisch erscheint auch, dass das Projekt auf nur zwei Jahre angelegt ist, obwohl absehbar ist, dass die Personalsituation sich eher verschärft als entspannt.

Für die Evaluierung des Projekts wird die Evangelische Hochschule Freiburg angefragt. Man kann nur hoffen, dass die EH institutionelle Eigeninteressen dabei zurückstellt und die Berufsgruppen der PfarrerInnen und der GemeindediakonInnen gleichermaßen im Auge behält. Wobei manchen in der Landeskirche angesichts weitgehend gleicher Aufgabenprofile Verschiebungen in den Zahlenverhältnissen zwischen den Berufsgruppen wegen der Gehaltsunterschiede möglicherweise sogar recht wären.

Zu einer geplanten **Veränderung beim Lehrvikariat (Aufnahmeverfahren vor dem Lehrvikariat statt Übernahmeverfahren danach)** hatte die Pfarrvertretung Stellung zu nehmen. Dieses in Württemberg und der Nordkirche bereits praktizierte Verfahren hat für die ins Lehrvikariat Aufgenommenen den Vorteil einer Tendenzaussage für eine spätere Übernahme; ein späteres Übernahmeverfahren wäre im EKD-Kontext ein Nachteil bei der Personalgewinnung. Für abgelehnte BewerberInnen bringt das neue Verfahren die Möglichkeit, sich ohne Makel („Warum haben die Badener Sie nicht übernommen?“) woanders bewerben zu können. Außerdem sieht das Personalreferat in einem vorgeschalteten Verfahren die Möglichkeit, bei Bedarf schon im Lehr-

Das Aufnahmeverfahren vor dem Lehrvikariat hat den Vorteil einer Tendenzaussage für eine spätere Übernahme.

Verfahren die Möglichkeit, sich ohne Makel („Warum haben die Badener Sie nicht übernommen?“) woanders bewerben zu

vikariat gezielte Personalentwicklungsmaßnahmen ergreifen zu können. Zudem gäbe es eine Entlastung von Kursen und Gemeinden (und der Landeskirche im Hinblick auf Kosten) von ungeeigneten LehrvikarInnen. Wer das Aufnahmeverfahren nicht schafft, hat die Möglichkeit, es ein zweites Mal zu durchlaufen. Eine Anstellungsgarantie ist die Aufnahme ins Lehrvikariat trotz Tendenzaussage nicht; die Durchführungsbestimmungen regeln allerdings nicht, nach welchem Verfahren bei einem Scheitern von Personalentwicklungsmaßnahmen entschieden wird, dass keine Übernahme in den Probendienst stattfindet. Die Pfarrvertretung (der auch VertreterInnen der Lehrvikariatskurse beratend angehören) hat sich für die neue Regelung ausgesprochen. Unserer Anregung, dass ein Mitglied der Pfarrvertretung bei den Sitzungen der Aufnahmekommission ohne Stimmrecht anwesend ist, ist das Kollegium nicht gefolgt.

Weiter hat die Pfarrvertretung einer **Rechtsverordnung** zugestimmt, mit der nach dem Wechsel von Landes- zu Bundesbeamtenbesoldung die **Fort-schreibung der bisherigen beamten-rechtlichen Regelung zur Anrechnung von Studienzeiten auf das Ruhegehalt** ermöglicht wurde: Für alle, die vor dem 31.12.1991 im Dienst der Landeskirche standen (einschließlich Lehrvikariat, wenn die Übernahme in den Probendienst im unmittelbaren Anschluss erfolgte), bleibt es bei der Berücksichtigung von 3 Jahren Studienzzeit als ruhegehaltfähige Dienstzeit (seit 1992 sind es 855 Tage, d.h. ca. 2 Jahre und 4 Monate). In selte-

nen Fällen (längere Unterbrechungs- oder Teildienstzeiten) wird für diesen Personenkreis die Studienzzeit sogar mit bis zu 4 Jahren angerechnet, dann allerdings mit einer anderen Berechnungsformel (geringerer Anstieg des Ruhegehalts pro Dienstjahr) – die Landeskirche führt eine Vergleichsberechnung durch und setzt den höheren Ruhegehaltssatz an. Mit dieser Rechtsverordnung wird eine Schlechterstellung des genannten Personenkreises durch die Besoldungsumstellung verhindert.

■ Volker Matthaei, Reutgrabenweg 16,
76297 Stutensee, 07249/955889,
V.Matthaei@web.de

Sämtliche Mitglieder der Pfarrvertretung sowie
Artikel aus früheren Ausgaben:
www.ekiba.de/Pfarrvertretung

Rückmeldungen zum Pfarrertag

In den Wochen nach dem Pfarrertag haben uns dieses Jahr wieder sehr viele nette und persönliche Briefe, Postkarten und E-Mails erreicht, in denen ganz besonders die Programmgestaltung, die Organisation und die gewählten Veranstaltungsorte in Pforzheim gelobt wurden. Bitte haben Sie Verständnis, dass wir nicht auf jede Rückmeldung antworten können. Wir möchten Ihnen aber auf diesem Wege mitteilen, dass wir uns über jede einzelne der Zuschriften sehr gefreut haben. Wir sind froh, dass wir damit unseren Mitgliedern schöne Tage bereiten und die Möglichkeit zu guten Begegnungen schaffen konnten.

■ Der Vorstand
und die Geschäftsstelle des Pfarrvereins

Thomas Weiß

Oberlin, Waldersbach. Eine Begegnung

Tübingen 2016, Verlag Klöpfer & Meyer,
192 Seiten, 20 Euro

Johann Friedrich Oberlin, geboren 1740 in Straßburg, gestorben 1826 in Waldersbach im Elsass, war eine bedeutende und – wie der Umschlagtext ausweist – durchaus „schillernde“ Persönlichkeit des kirchlichen Lebens im Elsass und weit darüber hinaus: Seelsorger und Pfarrer, Pädagoge, Sozialreformer, Verfechter der Ideale der Französischen Revolution, linker Pietist und Spiritist, angeregt durch die Schriften Emanuel Swedenborgs und Friedrich Oetingers.

Thomas Weiß gelingt es hervorragend, Einblicke in ein spannendes und bis heute anregendes Leben zu geben, indem er, nach einer kurzen Darstellung der Biographie Oberlins, in einzelne Szenen und Begebenheiten eintaucht und mit viel Gespür Einblicke in dessen Denken und Handeln vermittelt. Die Leserin/der Leser wird geradezu hineingezogen in (fiktive) Gespräche Oberlins mit seiner früh verstorbenen Frau Salome und mit dem Sturm-und-Drang-Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz, der fast drei Wochen in seinem Hause weilte in der Hoffnung auf Heilung seiner psychischen Nöte, allerdings erfolglos. Immer wieder unterbricht Weiß die Darstellung, um selbst mit Oberlin in den Dialog zu testen, teils zustimmend, teils kritisch nachfragend. Dadurch gibt sich der Autor nicht nur selbst mit seinen theo-

logischen Einstellungen zu erkennen, sondern schafft auch jene Distanz zur Person Oberlins, die ihn vor jener Nähe bewahrt, die er zu Recht so manchen Biographien mit ihren heroisierenden, frömelnd-apologetischen oder esoterischen Tendenzen vorwirft. Besondere Tiefe gewinnt die Darstellung von Weiß mittels der fiktiven Gestalt des jüdischen Händlers Amos Mandel und der Schilderung des zeitgenössischen Antisemitismus, durch die er einen Bezug zum nur ca. fünf Kilometer von Waldersbach entfernten KZ Natzweiler-Struthof und den dortigen Mordgeschehnissen während des Nationalsozialismus und der deutschen Besetzung des Elsass herstellt. So fließen die Zeiten und ihre jeweiligen Konturen ineinander und interpretieren sich gegenseitig. Gleichzeitig zieht sich so gleichsam als roter Faden das Thema von gut und böse als Anfrage an die abgründigen Möglichkeiten des Menschen durch das ganze Buch. Thomas Weiß findet zu einer Form literarischer Darstellung, der anzumerken ist, wie sehr die Sprache des Verfassers an seinen lyrischen Veröffentlichungen geübt ist. Entstanden ist so ein inhaltlich wie sprachlich anregendes und fesselndes Buch, das die Leserin/den Leser kaum so schnell loslassen wird und zu eigenem Nachsinnen einlädt.

Wer darüber hinaus nach schönem Nutzwert fragt, dem sei empfohlen, dieses Buch auch im Unterricht und in der Erwachsenenbildung zu verwenden. Aber in erster Linie ist Thomas Weiß, Pfarrer in Baden-Baden, ein Stück bester Prosaliteratur gelungen.

■ Helmut Strack, Walzbachtal

Martin Urban

Ach Gott, die Kirche! Protestantischer Fundamentalismus und 500 Jahre Reformation.

*dtv Verlagsgesellschaft München, 2016,
272 Seiten, 14,90 Euro*

Zum Reformationsjubiläum steuert die namhafte dtv-Verlagsgesellschaft dieses Buch aus der Feder des langjährigen Leiters der Wissenschaftsredaktion der Süddeutschen Zeitung, Martin Urban, bei. Man könnte es nach der Lektüre zur Seite legen – zu undifferenziert, zu plakativ, zu pauschal in seiner Kritik! Denn der Autor bohrt dicke Bretter. Der evangelischen Kirche wirft er vor, sie habe ihr eigenes Erbe verschleudert. In der Kirche der Reformation heute diagnostiziert Urban überall theologischen Stillstand. Die Kirche habe vergessen, dass sie einmal eine „Kirche der Aufklärung“ war, die sich Bildung auf die Fahne geschrieben hatte. „Weil ein Diskurs mit der Welt kaum mehr stattfindet, werden die christlichen Gemeinschaften zu tendenziell autistischen, selbstbezogenen Parallelgesellschaften“.

Kirche werde „mehr und mehr zur Kirche der Ahnungslosen. Die Institution wird konservativer, ihre Fundamentalisten werden lauter“. Hingegen sei beim „Dialog mit den Intellektuellen über ein für unsere Zeit angemessenes Weltbild“ nur Fehlanzeige festzustellen. Da wun-

dert es nicht, dass Urban vom Reformationsjubiläum „vor allem einen PR-Effekt“ erwartet.

Dass sind harte Vorwürfe, und sie sind an vielen Stellen nicht neu und nicht besonders originell. Dennoch sollte zu denken geben, wenn ein namhafter Verlag diese Publikation als Sachbuch in seiner Premium Edition vorlegt. So fragt man sich nach der Lektüre schon, was wissenschaftliche Theologie dazu beigetragen hat, dass dergestalt holzschnittartige Vorwürfe erhoben werden können. Man fragt sich, wie es um die Rezeption der an evangelischen Bildungseinrichtungen über Jahrzehnte durchgeführten Dialogreihen mit den Naturwissenschaften steht. Und ob heute nicht tatsächlich eine religiöse Erlebniskultur, die auf große Gefühle zielt, eher Konjunktur hat als theologische Bildungsarbeit.

Ist also alles nur ein Wahrnehmungsproblem des Autors, Ausdruck seiner Ignoranz? Liegt es nicht auch tatsächlich auch daran, dass sich in den vergangenen Jahren die Akzente in der evangelischen Kirche verschoben haben? Dass weniger die intellektuelle Auseinandersetzung und stärker das „missionarische“ Engagement gewollt wurde? Dagegen setzt Urban seinen programmatischen Satz: „Die Kirche der Reformation muss ihren Fundamentalismus überwinden und wieder die Kirche der Aufklärung werden“. Er will „die Gebildeten unter den Kirchensteuerzahlern ermuntern, den Mund aufzumachen“, denn „sie könnten die Profanierung der Insti-

tution zum bloßen Sozialverein verhindern“. Schade, dass Urban das Geschütz des Fundamentalismus dabei so schnell und leichtfertig in Stellung bringt. „Fundamentalismus“ ist ja derzeit zu einem verbreiteten Kampfbegriff geworden, der in seiner Allgemeinheit vielseitig verwendbar ist und den Gegnerschachmatt setzen soll. Wer allerdings gewohnt ist, naturwissenschaftlich präzise Definitionen zu verwenden, wie Urban es tun möchte, sollte auch an dieser Stelle genauer hinsehen. Es bleibt bei der vorgetragenen Mischung von Theologiekritik und Kirchenkritik unklar, wo der eigene Dreh- und Angelpunkt von Urbans Denken liegt. Ein blanker positivistischer Rationalismus wäre schließlich zu wenig! Gewiss darf und soll man Theologie vor das Forum der Aufklärung stellen. Aber man muss auch umgekehrt nach den Grenzen der Aufklärung fragen und ihr zur Bescheidenheit raten, weil – mit Matthias Claudius zu sprechen – manches, was rund und schön ist, aus der Perspektive rationaler Aufklärungslogik „nur halb zu sehen“ ist. Und nicht alles, was theologisch sperrig erscheint und sich dem Zeitgeist nicht ohne weiteres erschließt, muss darum schon Fundamentalismus sein. In einem „sehr persönlichen Nachwort“ schreibt der Buchautor, er stamme aus einer aufgeklärten protestantischen Familie, der Vater Theologe, die Mutter Pfarrerstochter, beide aktiv in der Bekennenden Kirche. Schon der Vater habe 1934 vor der Gefahr „einer Aufspaltung unseres Lebens in eine weltliche und eine geistliche Sphäre“ gewarnt. Urban selbst, studierter Naturwissenschaftler und Grün-

der der Wissenschaftsredaktion der Süddeutschen Zeitung, sieht sich auf einer Linie mit der väterlichen Kritik einer „Aufspaltung von Glauben und Wissen“.

Dieses Anliegen kann und muss man teilen. Aber längst schon sind ja Glauben und Denken, Theologie und Naturwissenschaft, in eine sich gegenseitig befruchtende Korrespondenz getreten. Die Frage ist darum: was wurde versäumt, dass solche vermittelnden Positionen offenbar unbekannt geblieben sind? Wo ist der aktuelle Ort in der evangelischen Kirche, an dem der intellektuellen Suche nach einem zeitgemäßen Glauben entsprochen wird?

„Ach Gott, die Kirche!“, das ist der Stoßseufzer eines heimatlosen Protestanten, der auf der Suche nach einer Theologie ist, die dem modernen naturwissenschaftlichen Weltbild standhält. Der Seufzer sollte nicht ungehört verhallen!

■ Klaus Nagorni, Karlsruhe

Wilfried Engemann (Hrsg.)

Handbuch der Seelsorge. Grundlage und Profile –

Evangelische Verlagsanstalt Leipzig,
3., völlig neubearbeitete und erweiterte Auflage 2016,
708 Seiten, 68 Euro

Das Handbuch der Seelsorge erscheint nun seit der Erstauflage im Jahre 2007 bereits in dritter Auflage, ein Indiz für die Notwendigkeit und die – erfreulicherweise! – wohl auch bestehende Nachfrage nach einem derartigen Kompendium – kein Wunder, wenn Seelsorge ihrem Wesen nach, so der frühere EKD-Ratsvorsitzende Nikolaus Schneider, die „Muttersprache der Kirche“ ist. Das vorliegende „Handbuch“ will sich dabei aber keineswegs als ein einheitliches Wörterbuch dieser Sprache verstanden wissen, sondern eher als eine Sammlung unterschiedlicher einschlägiger Dialekte und Regionen, in denen diese Sprache gesprochen wird. Dies hat zur Folge, dass dieses Handbuch kein einheitliches Konzept der Seelsorge bieten will. Vielmehr sind unter dem Dach einer in sich stimmigen Systematik Beiträge unterschiedlichster Autorinnen und Autoren vereint. Herausgeber ist der frühere Münsteraner und seit 2011 Wiener Praktische Theologe Wilfried Engemann. Die Liste der Namen der Autorinnen und Autoren enthält ein breites Spektrum von Namen ausgewiesener Fachpersonen wie u.a. Karl-Heinrich Bieritz (inzwischen bearbeitet durch Bernhard Kirchmeier), Wilhelm Gräß, Dietrich Stollberg Rolf Schieder, Christian Grethlein und Isolde Karle. Auf zwei badische Autoren wird

im weiteren Teil des Textes ausdrücklich noch hingewiesen. Eine grundlegende Erweiterung des bisherigen Tableaus und damit eine notwendige und überzeugende Reaktion auf Entwicklungen der letzten Jahre finden sich im sechsten Teil des Handbuchs. Unter der Überschrift „Spezifische Bedingungen und institutionelle Kontexte der Seelsorge“ werden die im kirchlichen Handeln bedeutsamen, teils schon länger relevanten, teils neu akzentuierten Felder der Telefon-, Notfall-, Urlaubs-, Schul-, Polizei-, Gefängnis und Militärseelsorge vorgestellt und beschrieben. Im Kapitel „Urlaubsseelsorge“ findet sich dabei ein interessanter Beitrag des badischen Theologen und ehemaligen Akademiedirektors Klaus Nagorni, der auf diesem Feld eine einschlägig bekannte Reputation besitzt. Nagorni nähert sich in sprachlich eleganter, essayistischer Weise seinem Thema. Er verbindet in gelungener Weise den „Wunsch, das Weite zu suchen“, mit einer biblischen „Theologie des Reisens“ und rückt dabei vor allem die Sehnsucht nach „Verwandlung“ in den Blick. Dabei bezieht er sich nicht zuletzt auf den früheren Akademie-Preisträger des Freundeskreises der Evangelischen Akademie Baden Christoph Hennig, der davon spricht, dass auf dem Weg in die Fremde „der Pilger gleichsam zum unbeschriebenen Blatt (wird), bereit für die Begegnung mit dem sacrum, das ihn verwandeln und heilen soll.“

Der systematische Aufbau der vorausgehenden fünf Kapitel setzt gewissermaßen im ersten Teil mit den Prolegomena ein, in denen die Seelsorge in das Gesamt der Praktischen Theologie eingeordnet und ihr

Proprium beschrieben wird. Im zweiten Teil wird der Ort der Seelsorge in der „Praxis des Christentums“, nicht zuletzt in der Gemeinde, dargestellt. Der dritte Teil widmet sich der Seelsorge in Gestalt eines Längsschnittes durch deren Problemgeschichte unter dem Gesichtspunkt ihrer kommunikativen Strukturen. Unter der Überschrift „Die Person des Seelsorgers als Gegenstand der Seelsorge“ entwickelt der frühere Rektor der Evangelischen Hochschule in Freiburg und jetzige Bildungsreferent Christoph Schneider-Harpprecht ein Profil des Seelsorgers als Person und stellt pastoralpsychologische Zugänge zur Person der Seelsorgerin bzw. des Seelsorgers vor. Hilfreich ist seine Darstellung einer konzentrierten seelsorglichen Berufsethik, deren Zuspitzungen nicht zuletzt die „Amtsverschwiegenheit, das Beichtgeheimnis und das Zeugnisverweigerungsrecht“ sind. Im Zusammenhang der „Seelsorge an Seelsorgerinnen und Seelsorgern“ wird auf die Notwendigkeit der „Praxis der Supervision“ verwiesen, die „inzwischen zum Standard der Seelsorge“ gehöre. Sehr schön dargestellt finden sich im vierten Kapitel die wesentlichen Seelsorgeansätze beschrieben, die im Zusammenhang ihrer Verwurzelung insbesondere in der Psychotherapie, der (Tiefen)Psychologie und der Gestalttherapie beschrieben werden. Der Herausgeber selber, Wilfried Engemann schließt diesen Teil mit einem Beitrag zur „praktisch-philosophische(n) Dimension der Seelsorge“ ab. In einer weiteren Auflage wäre es vorstellbar und wünschenswert, hier auch noch einen Verweis auf Seelsorge außerhalb des christlichen Kontextes einzufügen, der sowohl Seelsorgekonzepte im Rahmen anderer Reli-

gionen als auch die zunehmende philosophisch fundierte Seelsorgepraxis in den Blick nimmt; insbesondere deshalb, weil im ersten Fall die kirchlich getragene Seelsorge nicht selten Aufbauhilfe leistet und auch im letzten längst Formen der Kooperation praktiziert werden. Im fünften Teil werden „Anlässe und Situationen“ beschrieben, die die Seelsorge sowohl in Krisensituation wie etwa im Krankheitsfall als auch im kasuellen Handeln in der Taufe, im Zusammenhang der Trauung und angesichts des Todes thematisieren. Auch hier wäre eine Erweiterung um einen Beitrag des Feldes der seelsorglichen Predigt denkbar, die ja nicht nur in einer Homiletik ihren angemessenen Ort haben müsste. Dass mehrheitlich die männliche Form „der Seelsorger“ verwendet wird, mag seinen Ursprung darin haben, dass es sich hier um die dritte Auflage eines Buches handelt, das fast vor einem Jahrzehnt zum ersten Mal erschienen war. Hier würde sich ein entsprechender Hinweis im Vorwort mögliche Vorbehalte zumindest relativieren. Wie es auch anders geht, ist in Beispiel gebender Weise etwa dem Beitrag von Christoph Schneider-Harpprecht zu entnehmen. Dass dieses Handbuch der Seelsorge ganz ohne Zweifel in die Fachbibliothek all derer gehört, deren berufliche Praxis – in welchem Maß auch immer – Anteile an seelsorglichen Arbeitsfeldern beinhaltet oder hier ihren Schwerpunkt hat, sei hier ausdrücklich angemerkt. Der Verzicht auf die Muttersprache ist in aller Regel keine freiwillig gewählte Option. Dies gilt gewiss auch für die „Muttersprache der Kirche“!

■ Traugott Schächtele, Schwetzingen

Kevin Johnson (Hrsg.) u.a.

Sein Wort – Meine Welt. Die Studienbibel für das 21. Jahrhundert.

Verlag SCM R.Brockhaus, Witten, Christliche
Verlagsgesellschaft, Dillenburg 2016,
2110 nummerierte Seiten und einige Seiten
für Notizen, 49,90 Euro

Die Revidierte Elberfelder Bibelübersetzung hat sich seit vielen Jahren bewährt, weil sie beispielsweise in Anmerkungen Überlieferungs- und Übersetzungsvarianten nennt, teilweise auch Wortbedeutungen, die sich von der Ursprache herleiten und teils heute noch als geografische Bezeichnungen gebräuchlich sind, wie z.B. bei Jos 12,1 zu „Steppe“: „hebr. Araba“ – ein Begriff, der wohl den meisten Israelreisenden aus eigener Anschauung bekannt ist. Auf solche Besonderheiten wurde bereits in früheren Rezensionen hingewiesen; diese sollen hier nur erwähnt werden. Was ist aber das Besondere dieser „Studienbibel“? Zunächst klingt der Untertitel ein wenig anmaßend, und zwar sowohl durch den bestimmten Artikel „die“ Studienbibel, als ob es nur diese eine oder einzige verlässliche Studienbibel gäbe, und andererseits „für das 21. Jahrhundert“, an dessen Anfang wir gerade erst stehen. Dies sind jedoch Äußerlichkeiten. Wichtiger sind Fragen, die mit der Gestaltung des Inhalts zusammenhängen. Hier lässt sich generell sagen, diese Studienbibel enthält über die bereits erwähnten Anmerkungen hinaus eine Fülle kleinerer oder größerer lexikon-

artiger Sachartikel sowie Landkarten, durch die beispielsweise geografische Begriffe und Zusammenhänge vorstellbar werden, ohne dass man in anderen Büchern nachschlagen muss; außerdem gibt es eine Fülle von interpretierenden Hintergrundartikeln, die teilweise sogar die Überschrift „Hintergrund“ oder „Fokus“ tragen und die Zielrichtung eines Textabschnitts angeben wollen. Diese können hier nur exemplarisch herausgegriffen werden. Ihre Absicht wird zu Beginn dieser Studienbibel kurz erläutert. Außerdem enthält diese Bibel 66 Kurzbiografien, die „eine bunte Vielfalt von Lebensentwürfen“ bieten sollen, „die jeweils für einen oder mehrere Aspekte christlichen Glaubens und Handelns charakteristisch sind.“ Ihre Spannweite ist beachtlich, sie reicht von Ambrosius und Augustinus bis zu Heinrich Albertz, Gustav Heinemann und Johannes Rau, umfasst aber auch biblische Gestalten wie Josia, Hiob und Lukas; sowie Namen, die man hier nicht erwarten würde, wie Friedrich Wilhelm Raiffeisen oder Alexander Solschenizyn. Eines der zahlreichen Register am Ende des Buches verschafft darüber einen guten Überblick. Dass diese Lebensbilder einen bestimmten Frömmigkeitsstil repräsentieren, darf nicht wundern; so ist etwa angesichts der spärlichen Informationen, die wir über den Dritten Evangelisten besitzen, der Untertitel „Arbeiter im Reich Gottes“ typisch für die Denk- und Redeweise einer bestimmten evangelistisch-kirchlichen Richtung, erst recht seine Charakterisierung, als „Arbeiter im Reich Gottes, der seine Fähigkeiten einsetzte, um Gottes Absichten zu fördern, sei es als Schriftsteller, Forscher, Evangelist, Arzt oder Freund.“ Abgesehen

davon, dass hier ein ganz bestimmtes Verständnis von Reich Gottes vorausgesetzt ist, fragt man sich, woher der (nicht genannte) Verfasser des Artikels dies alles weiß. Kann man versprengte Einzelnotizen in dieser Weise zu einem Persönlichkeitsbild zusammenfügen? Da hat man es mit Gustav Heinemann oder Johannes Rau schon leichter. Problematischer wird es dagegen mit Hiob. Der Untertitel „Mit einem Beter kann Gott etwas anfangen“, fordert geradezu zu der Frage heraus: Mit anderen etwa nicht? Und kann man Hiob tatsächlich als „Beter“ bezeichnen? Ist er nicht vielmehr ein Rebell gegen fromm wirkende Musterantworten? Nicht nur seine Reden, sondern auch die Klagepsalmen sind oft sehr schroff, aber sie tragen einen ganz anderen Charakter als die anklagenden Redepassagen im Hiobbuch. So wird Hiob domestiziert und zu einem leidenschaftlich Leidenden, einem frommen Vorbild umfunktioniert. Wer das Hiobbuch unter diesen Vorzeichen liest, wird das Herausfordern an dieser Dichtung gerade nicht entdecken. Von diesen Kurzbiografien unterscheiden sich die zahlreichen „Personenprofile“, die biblischen Personen an Stellen vorgeschaltet sind, an denen sie erstmals in der Bibel erwähnt werden. Hier handelt es sich um knappe Informationen zur Bedeutung des Namens, ihrer biblischen Erwähnung, Herkunft und Beruf, soweit die Bibel darüber etwas aussagt, und die „Bedeutung“ dieser Personen. Allerdings stimmen die Angaben im Register nicht immer mit dem Text überein; so wird beispielsweise zu Abel auf 1.Mos 4,2 verwiesen; dort findet man allerdings kein Personenprofil, lediglich in Anm. 3 die

richtige Bedeutung dieses Namens, „Hauch“. Die Namensbedeutung von Abimelech als „Mein Vater ist König“ wird zwar zutreffend wiedergegeben, aber erst bei Ri 9,1 und mit dem Hinweis, „nicht zu verwechseln mit: Philisterkönigen gleichen Namens zur Zeit Abrahams und Isaaks“. Wäre angesichts dieses Sachverhalts nicht ein Hinweis sinnvoll gewesen, dass es sich offensichtlich um eine häufige, keineswegs israelitische Namensbildung handelt? – Und ob die Bezeichnung Abimelechs als „Möchtegern-König“ (um auf die Rubrik „Hintergrund“ zu kommen) der Problematik dieses Ereignisses gerecht wird, mag füglich bezweifelt werden; denn in Wahrheit ging es nicht um persönliche Machtphantasien, sondern um die Frage, ob Israel institutionell durch Könige oder aktuell durch ad hoc auftretende Rettergestalten geführt wird. So können pfiffige Überschriften die wahre Problematik verdecken. Auch die Namenserklärung „Baal-Berit“ ist zwar zutreffend, jedoch nicht die Darstellung der Problematik; richtiger wäre: sie machten einen Baal, eine der ortsgebundenen Lokalgottheiten zum Bundesgott anstelle ihres je und dann gegenwärtigen Gottes JHWH. Im Grunde geht es dabei um die gleiche Problematik, um die Verlässlichkeit des Unverfügbaren. Richtig ist dagegen, was zum Stichwort „Haus Josef“ in Ri 1,22 f. gesagt wird. Was aber über die Problematik von Bochim zu lesen ist, gibt zwar die biblische Darstellung zutreffend wieder, aber nicht den Sachstand historischer Forschung. Hier wäre es (auch theologisch) hilfreicher, darauf hinzuweisen, dass die Besiedlung des verheißenen Landes durch israelitische Stämme nicht

in einer geschlossenen Phalanx erfolgte, sondern in einem längeren Prozess, so dass diese Stämme das vollzogen, was wir heute von Zuwanderern aus anderen Kulturen erwarten: Integration und Assimilation. Dass dies für den reinen Ein-Gott-Glauben eine permanente Gefahr darstellte, lässt sich nicht nur denken, sondern an den faktischen religiösen Verhältnissen bis in die späte Königszeit nachweisen, wo die Frauen Jerusalems (nach Jeremia) sich nicht einmal nach die Eroberung der Stadt durch die Babylonier davon abhalten ließen, der Himmelskönigin Kuchen zu backen. Im Zusammenhang mit Ri 10,6 wird zwar in einem „Hintergrund“ auf diesen Astarte-Kult verwiesen und festgelegt: „Dies hielt die Israeliten nicht davon ab, schon bald nach der Einnahme Kanaans in eben diesen Kult zu fallen“; es wird jedoch versäumt, darauf hinzuweisen, dass es allgemein altorientalische Sitte war, die lokalen Gottheiten zu verehren, so dass die israelitische Konzeption eines nicht figürlichen und nicht ortsgebundenen Gottes nicht so ohne weiteres umzusetzen war. So lässt sich zusammenfassend sagen, dass die als Erläuterungen gegebenen Überblickstexte am verlässlichsten sind, wo es um geografische Sachverhalte geht, vor allem auch um Karten. Sehr informativ sind auch Zusammenstellungen wie „Afrikaner in der Bibel“ oder „Soldaten in der Bibel“; denn hier handelt es sich um eine Art Begriffskonkordanzen. Wenn es um theologische Deutung und Bedeutung geht, ist dagegen Vorsicht geboten. Dies wird am Beispiel Jeftahs deutlich. Zutreffend heißt es im Vorspann des entsprechenden „Focus“, man müsse diese Begebenheit „im

Rahmen des religiösen und moralischen Klimas sehen, in dem es sich zutrug“. Zutreffend ist auch die Feststellung: „Dass es in der Bibel berichtet wird, bedeutet nicht, dass es auch gebilligt wird“. Problematisch wird dann aber die Wertung: „vielmehr zeigt diese Geschichte, in welchem schlechten geistlichen Zustand Israel damals war.“ Entsprechend wagt dann auch die anschließende ausführliche Darstellung des gesamten Erzählzusammenhangs im Anschluss an die Frage, warum Jeftah sein Gelübde nicht widerrufen habe, die Wertung: „Der Grund könnte in dem tiefen moralischen und religiösen Verfall liegen, der Israel damals erfasst hatte.“ Müsste man nicht sagen: der Grund lag in der Überzeugung, man müsse zu seinen eingegangenen Verpflichtungen stehen, auch wenn sie zum eigenen Nachteil gereichen – und dass erst die weitere Entwicklung zu der Warnung führte, keine unbedachten Gelübde zu leisten!? Dies wäre eine Aussage für das 21. Jahrhundert, die außerdem den Vorteil hätte, dass sie religionsgeschichtlich zutreffend wäre. Auch im Neuen Testament sind die Kommentierungen nicht weniger problematisch, wenn beispielsweise die Doppelerzählung von der Tochter des Jairus und der blutflüssigen Frau unter der Leitfrage, „Wer hat Vorrang?“ behandelt wird. Jesus stand doch gar nicht vor dieser Entscheidung; denn die Frau hatte ihn ja heimlich berührt. Es geht dagegen um die Abwehr einer magischen Wundervorstellung, indem ihr gesagt wird, ihr Glaube, nicht die Berührung des Gewandsaums Jesu habe ihr geholfen, gefolgt von der Behauptung, das Kind schlafe nur. Insofern ist dann auch die scheinbar judent-

umkundliche Auskunft, die Berührung mit einem toten Menschen mache unrein, zwar richtig, aber unzutreffend und Jesus wird nicht als der dargestellt, der sich „nicht um die Buchstaben des Gesetzes, sondern um dessen geistliche Bedeutung und Absicht“ kümmerte, sondern als der, die die Lage anders beurteilt, indem er die Endgültigkeit medizinischer Befunde in Frage stellt. Was für seelsorgerliche und kerygmatische Chancen lässt man sich entgehen, wenn man nicht auf die Feinheiten der Texte achtet, sondern auf das, was in die Augen springt. Auch die Ausführungen zu Röm 7,7 könnten bei aller psychologischen Richtigkeit vor Fehldeutungen schützen, wenn darauf verwiesen würde, dass damit nicht die biblische Tora als göttliche Weisung zum Leben gemeint ist, sondern ein missverstandenes Gottesverhältnis, das sich auf Befolgung ritueller Gesetze bezieht. Denn Paulus spricht nicht zu Juden, für die die Tora Inhalt des Gottesbundes ist, sondern zu den Völkern, denen dieses besondere Gottesverhältnis nicht gegeben ist, dafür aber die Gottesbeziehung durch den Glauben. Noch ein Wort zu den einleitenden Kapiteln der einzelnen biblischen Bücher. Ein besonders markantes Beispiel, das aber für viele steht, bietet die Einleitung zu Jesaja. Sie trägt die Unterüberschrift, „Gott offenbart den Messias“, dazu wird in einem grünen Schmuckstreifen der Umriss eines Lammes abgebildet. Dies ist ein typisches Beispiel für Leserlenkung. Sie wird verstärkt durch die Aussage, Jesajas Prophezeiungen „beschreiben Gottes Absichten für die ferne Zukunft und für die ganze Erde.“ Damit wird dem Propheten in mehrfacher Hinsicht die Aussagekraft

für seine Zeit abgesprochen, mehrfach deshalb, weil sich mindestens zwei bis drei Autoritäten in diesem Buch vereinigen, Jesaja, ein Prophet der Exilszeit ab Kap 40, in der Wissenschaft Deuterjesaja genannt, und in den letzten Kapiteln eine weitere Aktualisierung auf die nachexilische Zeit. Wer dies übersieht, verliert den Blick für die Botschaft, die je aktuell verkündigt wurde, so dass auch die Übertragungen auf die heutige Zeit beliebig werden, weil sie sich allenfalls an Stichworte klammern, nicht aber an Inhalte. Stattdessen kann dann ein Hintergrundartikel zu Jes 53,7 überschrieben werden: „Tod durch Kreuzigung“ und mit dem Satz beginnen: „Jes 53 beschreibt anschaulich Jesu Leiden am Kreuz.“ Wer die Stichworte „Jesus“ und „Kreuz“ in diesen Versen finden möchte, wird vergeblich suchen. Richtig wäre: In dieser Beschreibung eines unschuldig Leidenden und zu Unrecht Verdächtigten, sah die Christenheit schon sehr früh einen Hinweis auf Jesu Leiden und Sterben. Dies wäre seinem theologischen Aussagegehalt nach nicht weniger inhaltskräftig als die hier gegebene Deutung, stattdessen aber zutreffend und würde der Verkündigung des Exilspropheten ihren Eigenwert belassen. Schade, um die verpasste Chance für alle, die sich von dieser kommentierten Bibel konkrete Hilfe für sich selbst oder für ihre Verkündigungsarbeit erhoffen.

Dies ändert jedoch nichts daran, dass es auch hervorragende Sachartikel gibt, die für das eigene Bibelstudium und für die Vorbereitung in Verkündigung und Unterricht wertvolle Hilfe leisten können.

■ Hans Maaß, Karlsruhe

Verbesserte Übergangsmöglichkeiten bei Wegfall der Beihilfeberücksichtigung

Wie wir regelmäßig berichten, hat der Pfarrverein mit den Versicherern im Raum der Kirchen (VRK) eine Anwartschaftsversicherung abgeschlossen, die es noch studierenden Kindern von Mitgliedern ermöglicht, bei „Herausfallen“ aus der Beihilfe (z.B. aus Altersgründen) zu vergünstigten Bedingungen in den privaten Studententarif ECO der VRK zu wechseln. Dieses Angebot konnte nun, zunächst zeitlich befristet bis 30.06.2017, erweitert werden. So umfasst die Anwartschaft zukünftig auch ältere Personen, die sich in der Situation befinden, sich privat vollversichern zu müssen. Konkret in diese Situation geraten können zum einen mitverdienende Ehepartner im Falle einer Scheidung, da sie anschließend nicht mehr in der Beihilfe des ehemaligen Partners berücksichtigt werden. Wenn sie dabei über 55 Jahre alt sind, ist es in vielen Fällen auch nicht mehr möglich, in der gesetzlichen Krankenkasse aufgenommen zu werden. Ebenso kann es Pfarrerinnen und Pfarrer betreffen, die sich im Alter über 55 Jahre beurlauben lassen und sich somit für die Zeit der Beurlaubung anderweitig versichern müssen – auch hier ist eine Absicherung in der GKV oft nicht mehr möglich, somit muss auf eine private Versicherung zurückgegriffen werden. Bestehen darüber hinaus gewisse Vorerkrankungen, bleibt oft nur der Weg in den sog. Basistarif in der PKV, der bei verhältnismäßig hohen Beiträgen nur grundlegende Leistungen bietet. Um dies zu umgehen, ist eine Annahme in den ECO-, SELECT- oder (je nach Bedarf) Beamten-Tarif

der VRK garantiert. Dabei werden etwaige Risikozuschläge auf 30% begrenzt. Etwaige Zusatztarife unterliegen jedoch der regulären Risikoprüfung. Für weitere Informationen können Sie sich gerne bei uns in der Geschäftsstelle melden oder direkt bei der VRK:

Filialdirektion Südwest,
Telefon 07024-409783,
E-Mail: jens.tabbert@vrk.de.

(Studierende) Kinder: Beihilfe nur bis 25!

Wir möchten noch einmal darauf hinweisen, dass die Berücksichtigung über die Beihilfe der Eltern für Kinder nur bis zum Ende des Jahres möglich ist, in dem sie 25 Jahre alt werden (ggf. zuzüglich Wehr-/Zivildienstzeit). Somit fallen also Kinder, die im Jahr 1991 geboren wurden, zum 01.01.2017 aus der Beihilfe heraus. Um eine Fortführung des Krankenversicherungsschutzes muss man sich selbstständig kümmern. Der Pfarrverein kann eine solche Vollversicherung leider nicht selbst anbieten, hat jedoch eine Optionsversicherung mit der Familienfürsorge abgeschlossen, die eine vergünstigte Weiterversicherung bei Verlust des Beihilfeanspruchs ermöglicht. Im Zweifelsfall sollten Sie Ihre Beihilfestelle (KVBW) kontaktieren, ob und wie lange noch eine Beihilfeberechtigung besteht.

Direktabrechnung in der Beihilfe – nähere Infos zum Verfahren

Seit dem 01. März 2016 können Aufwendungen für stationäre Leistungen direkt mit der Beihilfestelle abgerechnet werden. Krankenhäuser, Rehakliniken und Pflegeheime können ihre Rechnungen seitdem per Kurzantrag unmittelbar beim KVBW oder LBV einreichen, die Beihilfezahlung erfolgt direkt an die Einrichtung.

Das Antragsverfahren läuft wie folgt ab: Sie müssen einen Kurzantrag ausfüllen und diesen unterschrieben an die entsprechende Einrichtung (Krankenhaus, Klinik, Heim) weitergeben. Den Kurzantrag können Sie telefonisch oder per E-Mail beim KVBW anfordern. Es gibt 3 verschiedene Vordrucke (Krankenhaus, Rehabilitation, Pflege), aus denen der jeweils passende verwendet werden muss. Auch auf der Homepage des KVBW sind die Formulare abrufbar. Weitere Infos zum Verfahren erhalten Sie bei Ihrer Beihilfestelle.

In der Krankenhilfe des Pfarrvereins bleibt alles beim Alten: Wie bisher erhalten Sie anschließend von Ihrer Beihilfestelle einen Bescheid, in dem die Zahlungen dargestellt sind. Diesen reichen Sie bitte vollständig, im Original und ohne Belege bei uns ein. Pflegekosten sind entsprechend zu kennzeichnen als „Pflege“ – hier ist es erforderlich, Belege vorzulegen.

Auch weiterhin bitte bei stationären Aufenthalten angeben, dass Sie Beihilfeberechtigter/r und Selbstzahler sind.

Beihilfe-Beantragung: Fristen beachten !

Beim KVBW (und beim LBV) gilt eine 2-Jahres-Frist plus das laufende Jahr der Rechnungsstellung:

- Für eine im Januar 2014 ausgestellte Rechnung kann noch Beihilfe gewährt werden, wenn der Antrag bis Ende Dezember 2016 bei der Beihilfestelle eingeht.
- Für eine Rechnung vom Dezember 2014 gilt auch der Dezember 2016 als Eingangsfrist.
- Bei Unterbringung wegen Behandlungs- oder Pflegebedürftigkeit gilt nicht das Rechnungsdatum, sondern das Behandlungsdatum als Fristbeginn.
- Wenn für Sie nicht das baden-württembergische Beihilferecht gilt, können die Verjährungsfristen anders (auch kürzer!) sein und sollten bei der zuständigen Beihilfestelle erfragt werden.

Aus Datenschutzgründen wurde die
Jahresbilanz aus der Online-Ausgabe
entfernt.

Die Geburtstagslisten wurden
in der Online-Ausgabe aus
Datenschutzgründen entfernt.

"Freud und Leid" wurde in der Online-Ausgabe
zum Schutz der persönlichen Daten entfernt

Zu guter Letzt

Die Kirchen tragen, ausgehend vom Missionsbefehl Jesu Christi (Mt 28,19f), Verantwortung dafür, „die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk.“ Gleichzeitig müssen sie sich mit ihren Aussagen auch „an sich selbst und ihre Mitglieder wenden, stehen sie doch selbst vor der Herausforderung durch das Evangelium.“¹⁰¹

„Solidarität beginnt mit der Einbeziehung der Zuwanderer in das Leben der Kirchen und ihrer Gremien. In der Kirche kann es keine „Ausländer“ geben, denn alle sind eins in Christus.“¹⁰² (...)

Die Evangelische Kirche befindet sich in einem Prozess der Veränderung und Neuausrichtung. Dabei muss sie sich fragen lassen, ob sie der Selbstverständlichkeit von Migration und Mobilität Rechnung trägt und diese sich in Alltag und Handeln der Kirche widerspiegelt.

Ortsgemeinden

(...) Für die Existenz und Arbeit von Kirchengemeinden kann es hilfreich sein wahrzunehmen, welche Altersstufen, Herkunft, Milieus und Einkommen vorherrschen und welche Erfahrungen, Ressourcen und Potenziale die Menschen in ihrem Einzugsbereich mitbringen. (...).

Die Angebotsstruktur der Gemeinde selbst lässt sich daraufhin unter folgender Fragestellung betrachten: Welche Angebote bedürfen der Verstärkung, welche könnten mit den vorhandenen Ressourcen neu geschaffen werden? Wird die Gestaltung von Gottesdiensten und Seelsorge der gemeindlichen und gesellschaftlichen Realität gerecht? Wie können Familien im Einzugsbereich der Gemeinde in ihrem Zusammenhalt gestärkt werden, wenn Familienmitglieder in unterschiedlichen Regionen und Ländern leben? Müssen für die Arbeit mit Kindern und Senioren und Seniorinnen weitere Konsequenzen gezogen werden? Wie lassen sich Jugendliche noch besser erreichen, und welche Formen gibt es für die Gestaltung des Konfirmandenunterrichts, etwa um die Teilnehmenden für die Vielfalt und Potenziale im Gemeinwesen zu sensibilisieren und so den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu fördern?

Aus: „... denn ihr seid selbst Fremde gewesen“ - Vielfalt anerkennen und gestalten. Ein Beitrag der Kommission für Migration und Integration der EKD zur einwanderungspolitischen Debatte,
EKD-Texte 108, 2009 S. 40/41: IV. Aufgaben für die kirchliche Praxis <https://www.ekd.de/EKD-Texte/89067.html>

Fußnoten: 101 Gemeinsames Wort der Kirchen zu den Herausforderungen durch Migration und Flucht, Bonn/Frankfurt am Main/Hannover, 1997, Ziffer 133., 102 Gemeinsames Wort, Ziff. 214.